

Eckhard Freuwört

Böse Hexen gibt es nicht



Versuch einer interdisziplinären Betrachtung des Hexenwesens

Eckhard Freuwört

Böse Hexen gibt es nicht

Eckhard Freuwört

Böse Hexen gibt es nicht

Versuch einer interdisziplinären
Betrachtung des Hexenwesens

© Eckhard Freuwört, 2005.

Herstellung und Verlag: Books on Demand GmbH, Norderstedt

ISBN 3-8334-3183-0

Inhalt

Böse Hexen gibt es nicht	1
Einleitung	7
Zeittafel: Früher und Heute	15
Die Aufgaben einer Hagazussa	57
Rituale, Zaubersprüche und der Placebo-Effekt	86
Verbreitete „Hexen“-Naturstoffe und ihre Wirkungen	101
Hexen heute	159
Hexenlaboratorium Küche?	167
Schlusswort	184
Danksagung	190
Verwendete Quellen	191

Einleitung

„Wir spielen mit dunklen Kräften, die wir mit unserem Namen nicht erfassen können, wie Kinder mit dem Feuer spielen, und es scheint einen Augenblick, als hätte alle Energie bisher ungebraucht in den Dingen gelegen, bis wir kamen, um sie auf unser flüchtiges Leben und seine Bedürfnisse anzuwenden. Aber immer und immer wieder in Jahrtausenden schütteln die Kräfte ihre Namen ab und erheben sich, wie ein unterdrückter Stand, gegen ihre kleinen Herren, ja nicht einmal gegen sie - sie stehen einfach auf, und die Kulturen fallen von den Schultern der Erde, die wieder groß ist und weit und allein mit ihren Meeren, Bäumen und Sternen.“

(Rainer Maria Rilke in „Worpswede“)

Dieses Buch ist zwar ein Sachbuch, aber dennoch kein wissenschaftliches Buch - denn ich beobachte nicht nur, sondern ich interpretiere bereits und das auch ganz bewusst.

Angesichts weitestgehend fehlender historisch gesicherter Fakten ist dieses Buch auch hochgradig spekulativ. Ich möchte aber dennoch auf diese Weise dem interessierten Leser einige Gedankengänge nahebringen, welche zwar logisch-schlüssig sind (so hoffe ich zumindest), in dieser Form aber bestimmt nicht zur offiziellen Geschichtsschreibung zählen und daher auch nirgendwo zu finden sind. Es handelt sich um Gedankengänge zum heute wieder verstärkt Zulauf findenden Hexenwesen - was hier, um Missverständnissen von vornherein vorzubeugen, absolut gar nichts mit „Magie“, „Geisterbeschwörung“, „Sekten“ oder dgl. zu tun hat.

Vielmehr handelt es sich um eine möglichst neutrale und interdisziplinäre Betrachtung des Hexenwesens aus verschiedenen Blickwinkeln - nämlich aus historischer, religiöser, geografisch-ökologischer, gesellschaftlicher, biologischer, psychologischer und chemisch-pharmazeutischer Sicht. Dabei zeigt sich, dass ungeachtet etwaiger „paranormaler“ Einflüsse (deren Existenz hier nicht bestritten werden soll) praktisch jede „Hexerei“ mit dem Wissen der heutigen Wissenschaft erklärt werden kann.

Der Bogen dieser Betrachtung ist beinahe zwangsläufig sehr weit gespannt. Die Gedankengänge sind dazu angetan, wenigstens teilweise einen Riss auszufüllen - einen Riss nämlich, welcher in unserer Kultur zwischen dem traditionellen Wissen der europäischen Ureinwohner und der Zeit der Aufklärung liegt. Einen Riss, welcher in Folge der Zwangschristianisierung durch die Hexenverfolgungen entstanden ist und der unsere heutige Kultur von der anderer Völker unterscheidet - und in gewisser Hinsicht auch ärmer macht.

Daraus folgt allerdings auch, dass das so genannte „Hexenwesen“ keineswegs so pauschal zu verdammen ist, wie es vorurteilsbehaftet (noch) heute geschieht. Vielmehr muss differenziert werden. Die Begründung dafür liefert dieses Buch. Um Missverständnissen vorzubeugen muss ich unbedingt vorausschicken, dass ich nicht beabsichtige, irgendeine neo-heidnische oder okkult-esoterische Glaubensrichtung zu unterstützen; dass ich nicht beabsichtige, irgendwelchem nationalistischen Gedankengut Auftrieb zu verleihen und dass ich ganz gewiss nicht beabsichtige, die heutige christliche Kirche ob ihrer traurigen Rolle in der Vergangenheit in irgendeiner Form anzugreifen

- aber geschehen ist nun einmal geschehen! Vielmehr beabsichtige ich, mit dem gängigen Vorurteil über die „böse Hexe“ aufzuräumen, mögliche und durch Weglassungen bedingte Fehlinterpretationen in der Geschichtsschreibung aufzuzeigen und den Leser diesbezüglich nachdenklich zu machen.

Wie kam es überhaupt dazu, dass ich mich recht intensiv mit einem so obskuren Thema wie dem Hexenwesen auseinandergesetzt habe? Das geschah eher zufällig, doch die Antwort ist etwas komplexer. Natur und Ökologie haben mich schon seit jeher fasziniert - greift da doch ein Teil nahtlos ins andere; nichts ist überflüssig. Sogar pathogene Viren - so ungeliebt sie von uns auch sind - haben ihre Funktion, nämlich zum Ausdünnen einer explodierenden, wuchernden Population. Aufgrund meines Interesses für die Natur beschäftige ich mich schon seit mehreren Jahrzehnten mit pharmazeutisch wirksamen Naturstoffen, insbesondere mit Heilpflanzen, aber auch mit bestimmten Mineralen und Wachsen biogenen Ursprungs sowie mit Tieren. Dadurch haben sich im Laufe der Jahre Tausende von Rezepten, Arbeitsvorschriften, Rezepturen und Hinweisen angesammelt. Bedingt durch eine Erwerbslosigkeit fasste ich vor langer Zeit den Entschluss, all dies einmal in einem „Naturstoff-Kompodium“ für den reinen Privatgebrauch zusammen zu fassen.

Als ich das Projekt startete, ahnte ich nur verschwommen, was da auf mich zukommen würde. Hinsichtlich des Arbeitsaufwandes hatte ich keine Vorstellung, was alles damit verbunden sein könnte. Hinzu kommt noch, dass ich mit einer chemischen Ausbildung und langjähriger Tätigkeit im Umweltschutz beruflich „vorbelastet“ bin und dass ich

als Synästhetiker auch automatisch sehr viel Interesse für die psychologischen Aspekte eines jedweden Vorkommnisses aufbringe, denn mir sind diesbezüglich auch so genannte „paranormale“ Erlebnisse nicht völlig fremd. Alles zusammen veranlasste es mich, dann letztlich zu einer doch recht kritischen Betrachtung der offiziellen Meinung zum Hexenwesen zu kommen.

Wann immer man beabsichtigt, sich mit den Naturstoffen und ihren medizinischen Anwendungen zu befassen, wird man auf uralte, teils überlieferte und teils zu übersetzende Rezepturen stossen. Teilweise gleichen diese Rezepturen einer Codierung (vielleicht wurde eine solche sogar beabsichtigt vorgenommen?), denn wer würde schon hinter dem „Licht der Erde“ einen Fliegenpilz oder hinter dem „Elfenblut“ das Johanniskraut vermuten? Eine Beschäftigung mit den alten Sprachen ist daher unverzichtbar. Um das Uralt-Wissen wenigstens teilweise zu verstehen und um es im Bedarfsfall reaktivieren zu können, erweist es sich zudem als unerlässlich, sich mit den Lebensgewohnheiten und mit den Glaubensfragen alter und fremder Kulturen sowie mit den aktuellen Subkulturen wie z. B. Naturreligionen, Wicca oder Neo-Schamanismus bzw. Neo-Druidentum mehr oder weniger intensiv zu befassen.

So manche Legende und so manches Märchen findet seinen wahren Kern im Kontext von Soziologie und Naturstoffanwendung. Erst alles zusammen - Gesellschaft, Spiritualität und Naturstoffwirkung bzw. Naturstoffchemie - ergibt ein in sich schlüssiges, logisches Ganzes. Daher wäre es falsch, sich ausschließlich mit der (Bio-) Chemie der Naturstoffe zu befassen. Dieser Weg muss zu einem Wissensverlust führen und mündet in den

verantwortungslosen Missbrauch vieler Naturstoffe als „Partydroge“ - mit allen sich daraus ergebenden negativen Folgen. Nur anhand des Wissensverlustes ist es erklärbar, wenn ein Naturstoff gemeinhin als „giftig“ abgetan wird. Sehr viele Naturdrogen folgen proportional zur verabreichten Menge der Reihe „Tonikum/Aphrodisiakum-Schmerzmittel/Schlafmittel-Halluzinogen-Gift“. Das in hinreichend großer Menge nun allerdings fast jede Substanz giftig wirken kann, wusste schon Paracelsus: „Dosis facit venenum“ - die Dosis macht es aus.

Das Studium uralter Schriften und Berichte belegt allerdings auch, dass das Wissen um die Wirkung der Naturstoffe teils missbräuchlich eingesetzt worden ist. Einige Naturstoffe wie z. B. das Arsenik oder der Eisenhut wurden in früheren Zeiten oft und gerne benutzt, um unliebsame Mitmenschen durch Vergiftung aus dem Wege zu räumen. Mit ähnlichem Ziel setzte man Solanazeen-Drogen ein, indem man sich deren halluzinogene Effekte und den daraus resultierenden Realitätsverlust zunutze machte - die betroffenen Personen waren extrem unfallgefährdet. Kurzfristig leistungssteigernde Mittel (Fliegenpilz, Meerträubel) sowie Pfeilgifte konnten Schlachten entscheiden. Mit suchterzeugenden Mitteln konnten Kräuterkundige bestimmte Mitmenschen dauerhaft an sich binden. Unerwünschte Schwangerschaften wurden durch Abortiva (Abtreibungsmittel) vorzeitig beendet. Bei religiösen Festen verabreichte Halluzinogene hielten die Glaubensgemeinschaften beisammen. Nicht zuletzt wurden gerade die aphrodisierenden Wirkungen benutzt, um Menschen zusammenzuführen oder um Macht über Menschen auszuüben, wie das Beispiel Rasputins (Grigori Jefimowitsch, eigentl. G. J. Nowych, 1865-1916) am Hof des

Zaren Nikolaus II. zeigt. Den uninformierten Zeitgenossen muss dies wie „Hexerei“ vorgekommen sein.

Daher erwies es sich als unverzichtbar, dass ich mich intensiver mit den Quellen uralter Rezepturen - also mit dem, was gemeinhin als „Hexerei“ bezeichnet wird - befassen musste. Doch plötzlich stieß ich in etlichen Fachbüchern aus den Bereichen von Medizin, Archäologie, Mineralogie, Biologie, Chemie und Pharmazie auf Widersprüche zur offiziellen Meinung. Diese Widersprüche waren geeignet, die scheinbaren Lücken in der doch eher etwas sprunghaften bzw. nicht logisch nachvollziehbaren offiziellen Geschichtsschreibung zu füllen und dort einiges ganz folgerichtig zu erklären. Ich begann also zunächst mit einer reinen Zeittafel für den Privatgebrauch, um den Ursprung von Rezepturen besser einordnen und bewerten zu können. Doch was als reines Hilfsmittel zur Orientierung gedacht war, das uferte aus. Die zeitliche Darstellung des Hexenwesens schien kein Ende nehmen zu wollen.

Da war dann aber auf einmal gar nicht mehr von der bösen Hexe aus dem Märchen die Rede, ganz im Gegenteil! Mit zunehmendem zeitlichen Abstand zum „Heute“ wurde aus der vermeintlich „Bösen Hexe“ eine Heilkundige, eine Art von empirisch arbeitender früher Ärztin und Priesterin, welche ihren Mitmenschen nicht schadete, sondern half - und zwar durch ihre Naturstoffkenntnisse und durch ihr Auftreten. Auch der Placebo-Effekt spielte hier eine sehr wichtige Rolle. Um zu verstehen, wie das Hexenwesen funktionierte, musste ich in der Geschichte zurückgehen - sogar sehr, sehr weit zurückgehen, zum Ergründen der Ursprünge bis hin zur letzten Eiszeit. Die dabei aufgefundenen Informationen und Erkenntnisse mündeten in diesem Buch.

Noch einmal: Dies ist kein wissenschaftliches Werk! Ich behaupte keinesfalls, dass die hier dargelegten Zusammenhänge alle historisch korrekt sind. Sie sind mitunter mangels schriftlicher Überlieferungen spekulativ - aber nichtsdestotrotz auch sehr wahrscheinlich. Ein Beleg dafür, dass ich mich irre, ist mir nicht bekannt und ließ sich auch bei intensivsten Recherchen nicht finden. Unter diesem Gesichtspunkt muss erst noch bewiesen werden, dass etwas von dem, was ich hier darlege, falsch sein könnte.

Zum besseren Verständnis stelle ich die o. e. Zeittafel des Hexenwesens an den Anfang. Die dortigen Angaben sind allesamt historisch überprüfbar. Ich habe mir allerdings absichtlich die Freiheit genommen, die offiziell bekannten Daten insbesondere in Bezug auf das Hexenwesen zu kommentieren. Die Zeittafel beinhaltet daher eine kurze entwicklungsgeschichtliche Darstellung des Hexenwesens. Dies bringt es zwangsläufig mit sich, dass aus Gründen des Verständnisses auch auf die Rolle einzelner psychoaktiver Substanzen in der Gesellschaft eingegangen werden muss.

Ausgehend davon wird dann die Rolle der Hexe in der Gesellschaft beschrieben, bevor in Folge beleuchtet wird, wie es zu den so genannten Zaubersprüchen kam und warum sie möglicherweise wirksam sein konnten (was allerdings aus heutiger Sicht mit „Zauberei“ nicht das Mindeste zu tun hat!). In Folge werden einige typische „Hexenmittel“ nebst Rezepturen, Inhaltsstoffen und Wirkungen ohne Anspruch auf Vollständigkeit exemplarisch dargestellt, bevor zuletzt noch auf die „Neo-“ oder „Neu-Hexen“ und auf aktuelle Zubereitungsverfahren eingegangen wird. Es ist an dieser Stelle noch unbedingt zu betonen, dass

die betreffenden Rezepturen nur Beispiele zu Demonstrationszwecken darstellen. Sie sind keinesfalls eine Aufforderung zum Nachmachen oder gar zum Konsum, denn z. T. besteht dabei Lebensgefahr!

Man sollte niemals die Macht der Naturstoffe unterschätzen, nur weil sie vielleicht nicht aus einer Apotheke kommen! Wer immer mit solchen Pflanzen und Wirkstoffen experimentieren will, der sollte sich der diesbezüglichen Gefahren sowie Rechtslagen bewusst sein und der tut das auf eigenes Risiko! Grundsätzlich muss von einer Verwendung der angegebenen Rezepturen daher dringend abgeraten werden!

Zeittafel: Früher und Heute

ca. 10000-2000 v. Chr.:

Nach dem Ende der letzten Eiszeit (also noch in der Steinzeit, im Paläolithikum und im Mesolithikum) herrschten noch andere klimatische Verhältnisse. In Nordeuropa war es schlichtweg kalt. Die erste sesshaft-bäuerliche Kultur entwickelte sich daher im damals wärmeren und dicht bewaldeten Gebiet des „Fruchtbaren Halbmondes“ (Kleinasien, Iran, Irak, Teile der Türkei mit Ausläufern bis hin nach Pakistan und Nordindien), dessen Klima in etwa dem der heutigen gemäßigten Breiten entsprach (es gab damals dort noch keine Wüsten). Diese Gesellschaft war bereits hoch kultiviert, wie die Ausgrabungen von Göbekli Tepe in Südostanatolien belegen. Da die dortigen Kulturen auf domestizierbare Großtiere zurückgreifen konnten (Rind, Schwein, Hund, Schaf, Ziege), verbesserte sich das Leben der Bevölkerung enorm und die Population nahm zu. Sie suchte neuen Lebensraum, welcher mit dem Abschmelzen der letzten größeren Eismassen im nunmehr nur sehr dünn besiedelten Nordeuropa zur Verfügung stand.

Eine Jahrtausende währende Völkerwanderung setzte ein. Die in Nordeuropa ansässigen Nomaden folgten damals noch den jagdbaren Tieren auf einer zyklusartigen Wanderung im Jahresverlauf. Sie suchten daher turnusmäßig und im Jahreswechsel immer wieder die Orte auf, an denen sie früher schon gewesen waren und an denen es früher schon Verdauungsausscheidungen (Kot) gegeben hatte. Solche Ausscheidungen stellen einen sehr guten Dünger für Pflanzensamen dar, die den Magen-Darm-Trakt i. d. R.

nahezu unbeeinflusst passieren. Es ist von einigen Samen (z. B. denen der Mistel) sogar bekannt, dass sie nur dann keimfähig werden, wenn sie die mit einer Magen-Darm-Passage einhergehende Veränderung des pH-Wertes (Säuregehaltes) erfahren haben. Die Nomaden trafen daher im Verlauf ihrer Wanderungen auf Gebiete mit verstärktem Nutzpflanzenwachstum - in Bereichen, wo es im Jahr zuvor schon viele essbare Pflanzen gegeben hatte, da wuchsen jetzt ausscheidungsbedingt noch mehr davon. Im Verlauf der Wanderungen machten die Nomaden die Bekanntschaft der „Neuankömmlinge“ und die Bevölkerungsgruppen vermischten sich. Einige der Gruppierungen werden dabei aufgeschlossener als andere gewesen sein und etwas vom Wissen und Glauben der damaligen Hochkultur des fruchtbaren Halbmondes sowie von deren Nutzpflanzen (bspw. Weizen, Erbsen, Hirse, Hanf) übernommen haben. Die Häufung nutzbarer Pflanzen an bestimmten Orten stellte daher einen ersten Schritt zur Sesshaftwerdung und zur Ausbildung von kleineren Gemeinschaften (Horden) dar. Die Lebensweise und Ernährungsgewohnheiten noch heute traditionell lebender Aborigine-Gemeinden mögen als anschauliches Beispiel zur besseren Vorstellung dienen.

ca. 2000-600 v. Chr.:

In der ausgehenden Jungsteinzeit (Neolithikum) organisierten sich die Ureinwohner Europas aus kleinen Gruppierungen zu größeren, familiären und verwandtschaftlichen Gemeinschaften, geleitet von einem Oberhaupt. Ihm zur Seite stand eine Art von Medizinmann oder Schamane (vielleicht vergleichbar mit den Medizinmännern der Indianer Südamerikas), dessen Einfluss auf die weltlichen Belange aufgrund von Priester- und

Beratertätigkeit im Laufe der Zeit zunahm. Der Schamane galt dabei wahrscheinlich als unverzichtbarer Mittler zwischen der Alltags- und der Traumwelt, einer Welt der Geister, in deren Macht es stand, Kranke oder Verletzte zu heilen. Da der Schamane als Mystiker und Visionär die Fähigkeit besaß, mit diesen Geistern zu kommunizieren, konnte er die Geister auch zur Tätigkeit überreden und war somit eine überaus wichtige Person.

Ab etwa 1200 v. Chr. vereinte dieser Mediziner oder Schamane mehrere Machtpositionen in Personalunion: religiöser Führer, Richter usw. Aus diesen Oberhäuptern heraus bildete sich die verehrte und auch gefürchtete Kaste der Druiden. Ihr Ruf war legendär und auch andere Völker trachteten nach dem Wissen der Druiden. Mit den anderen Völkern bestanden weitreichende Handelsbeziehungen, wovon auch die Druiden hinsichtlich der von ihnen benötigten Materialien profitierten. Spätestens in diesem Zeitraum wurde auch die Kunst des Brauens von Met entwickelt, wobei dem Honigwein allerdings noch zahlreiche psychoaktive Pflanzen (Rauschbeeren, Bilsen, Taumellolch u. a.) hinzugefügt worden sind, um die halluzinogene Wirkung zu verstärken. Der Met selbst wurde einzig und allein anlässlich von Festen und Zeremonien verkonsumiert.

600-100 v. Chr.:

Von Kleinasien bis Irland, in Norditalien vor dem Aufstieg der Römer, von Süddeutschland in nördlicher Ausdehnung bis zum Harz mit eingeschlossen, war das Land von dem nunmehr homogen vermischten Volk, den Kelten, besiedelt. Die Kelten pflegten traditionsbedingt eine magisch-intuitiv-naturgebundene Religion, in welcher Fluss- und Waldgeister,

die Jahreszeiten, Trolle, Kobolde und Elfen eine grosse Rolle spielten. Den Kelten zeigten sich ihre Götter in Form von Flüssen, Seen, Bäumen, Felsen und Landschaften. Der keltische Glaube beruhte auf einem Jahreszeitenzyklus. Dieser Jahreszyklus war von entscheidender Bedeutung für die bäuerliche Kultur und basierte auf einem 30-jährigen Kalender. Noch heute kündet die irische Sagenwelt davon.

Die keltische Bevölkerung war nur relativ wenig organisiert; man lebte eher individualistisch-kunstbezogen, tiefsinnig und bisweilen auch grüblerisch. Ein keltisches „Königreich“ im Sinne eines einzigen obersten Herrschers gab es nicht. Es gab jedoch zahlreiche Clans (Sippen mit familiären Beziehungen), die jeweils von einem Häuptling regiert wurden und die sich zu Stämmen zusammengeschlossen hatten. Die Stämme konnten sich durchaus untereinander bekriegen und taten das auch. Krieg spielte sogar eine zentrale Rolle in der keltischen Gesellschaft.

Nördlich der genannten Linie waren germanische Stämme ansässig, welche aber zu dieser Zeit kaum eine Rolle spielen. Die Rolle von Respektpersonen bei den Kelten fiel den Druiden zu, einer von Männern geprägten Domäne. Dennoch konnten Frauen auch dem Druidentum angehören; zumindest für Irland gilt dies als gesichert. Im restlichen keltischen Gebiet ist eine Spaltung in die eigentliche Druidenkaste und in die heilenden Priesterinnen wahrscheinlich.

Die Priesterinnen wurden Dryades oder Druidinnen, vereinzelt auch Druidissinnen, genannt. Ihre Hauptaufgabe war neben der religiösen Betreuung die einer Heilerin, Dichterin oder Seherin. Ein in einem südfranzösischen Grab

gefundenen Bleistreifen mit lateinischen Lettern belegt die Existenz der „weisen Frauen“ und die Römer Strabo sowie Poseidonius beschrieben Priesterinnen-Kolonien. Im Gegensatz zu den anderen damaligen Völkern hatten die Frauen bei den Kelten deutlich mehr Rechte und waren geachtet, auch wenn die Priesterinnen nie den Status ihrer männlichen Druiden-Kollegen erreichten. Oftmals begleiteten die Frauen ihre Männer auch in die Schlacht; dies wurde später sogar durch Cäsar und Tacitus beschrieben. Dass die Frauen eine tragende Rolle spielten, ist der Ausgrabung von Gräbern zu entnehmen. Die Druiden teilten sich somit in eine Männer- und eine Frauenlinie mit unterschiedlichen Aufgaben auf.

Druiden waren in der keltischen Gesellschaft Priester, Heilkundige und Lehrer. Sie waren Philosophen, Dichter, Diplomaten und Musiker. Sie kannten astronomische Zeitläufe und wussten, wann wichtige Feiertage zu feiern waren. Sie kannten die Rituale und konnten mit den Geistern in Verbindung treten. Sie waren die „Grossen Wissenden“ und hatten dadurch mehr Machtbefugnis als die Häuptlinge. Sie dominierten eine Gesellschaft von Stammesgruppen, welche von einer Kriegeraristokratie geführt wurde - eine halbanarchistische Struktur ohne politische Einheit. Letztlich waren es immer die Druiden, welche das letzte Wort sprachen, so dass zwischen religiöser und weltlicher Herrschaft kaum differenziert werden kann.

Die Ausbildung zum Druiden umfasste sehr viele Bereiche. Das Spielen eines Instrumentes, der Bardengesang, das Heilen, das Richten, die Gesetze der Natur, die Kunde der Götter, die Seelsorge, die Feiertagszeremonien und das Wissen um die angewandte Magie. Cäsar zufolge hielten die

Kelten die Götter für ihre Vorfahren. Die Geschichte des Druidentums ist in Ermangelung einer Schriftsprache oft unbekannt und undurchsichtig. Sicher ist allerdings, dass die Druiden die alten Jahresfeste feierten und eine äußerst naturverbundene Magie praktizierten.

Die Ausbildung eines Druiden war nach heutigem Maßstab sehr lang. Sie währte oft um die zwanzig Jahre, wobei es insgesamt drei Stufen der Ausbildung gab: Novizen (Schüler), Barden (welche vorwiegend Nachrichten in Gesangsform weiterleiteten und dabei quasi als „Unterhaltungskünstler“ auftraten) und Druiden (welche heilten und richteten). Den keltischen Druiden und Druidinnen muss die Wirkung von so mancher Pflanze und von so manchem Pilz noch bekannt gewesen sein, doch mangels einer Schriftsprache gaben sie ihr Wissen nur mündlich an ausgewählte Personen weiter, was letztlich dazu führen musste, dass eben dieses Wissen mit ihnen ausstarb. Die ausschließlich mündliche Weitergabe des Wissens hatte weniger mit Magie und Zauberei als mit ganz profanen Machtbestrebungen zu tun: Wenn jeder dieses Wissen durch das Lesen von Schriften gehabt hätte, dann wäre auch kein Bedarf für Druiden da gewesen, ergo wäre ihre Macht beschnitten worden.

Druiden behielten ihr Wissen daher nur im Gedächtnis. Auf diese Weise war Wissen im wahrsten Sinne des Wortes Macht. Macht hatte daher auch nur ein Druide mit überdurchschnittlich gutem Gedächtnis. Cäsar selbst beschrieb zu späterer Zeit das phänomenale Gedächtnis der Mitglieder der Priesterkaste und ihre Verweigerung von Aufzeichnungen - was beide Geschlechter, also sowohl Druiden wie auch Druidinnen, betraf. Je nach Kultur und

sozialem Rang bestatteten oder/ und verbrannten die Kelten ihre Toten. In der Hügelgräberkultur zur Bronzezeit erfolgte die Bestattung, in der Urnenfeldkultur die Verbrennung und ab der Hallstatt-Kultur die Verbrennung der einfachen Menschen und die Bestattung der Würdenträger.

Das Verbrennen geschah außerhalb der Ortschaften in einer Art von Krematorium, welches „Ludrenplatz“ oder „Helle“ genannt wurde. Der „Helle“ kam daneben noch die Aufgabe einer Signalstation zu, indem sie mit weithin sichtbarem Signalfeuer (dem „Ludrenfeuer“) vor Angreifern warnte. Betreut wurde der „Ludrenplatz“ vom „Lohmann“ oder „Tiuvel“ (mittelhochdeutsch für „Waldmensch“), welcher seinerseits von dem lebte, was die Bevölkerung ihm freiwillig - da er und seine Arbeit dringend benötigt wurden - zur Verfügung stellte (Stichwort „Opfergaben“).

100 v. Chr. - 1000 n. Chr.:

Im Zuge der von Wikingern geprägten Eroberungen (welche letztlich allesamt nur der Handelsausweitung dienten) bildete sich bei den Germanen eine disziplinierte und gut durchorganisierte Kultur heraus, geprägt durch eine eher als gewalttätig und heldenverehrend zu beschreibende Religion (Stichworte Walhall und Asen - doch das nur als Anmerkung am Rande). Zwischen den Wissenden und den Herrschenden gab es im Gegensatz zu den Kelten eine Trennung.

Die Herrschenden suchten Rat bei den Wissenden, bei den Schamanen und bei den Orakeln, fällten ihre Entscheidungen aber letztlich dann doch selbst. Im Zuge der Eroberungen kam es zur Besetzung keltischer Gebiete und

damit zum Untergang der keltischen Kultur. Dabei wurden die Signalstationen - welche ja militärische Bedeutung hatten - z. T. wahrscheinlich zerstört. Was blieb, war die Verwendung als Krematorium. Und die war wichtig, denn Typhus, Cholera, Pocken, Pest, Tuberkulose, Lepra (dessen Erreger *Mycobacterium leprae* nach Untersuchungen von Prof. Jindrich Kazda durchaus nordischen Mooren entstammen kann) und andere Infektionskrankheiten dezimierten permanent die Bevölkerung.

Beide Volksgruppen und ihre Religionen vermischten sich; Druiden und Schamanen „praktizierten“ neben- und vielleicht sogar miteinander. Die Kunst des Bierbrauens wurde erfunden, wobei allerdings immer wieder stark psychoaktive Pflanzen (Bilsen, etwa 40 g Samen auf 25 Liter fertiges Getränk sowie Alraune, Sumpfporst oder Gagel) mit vergoren worden sind, um die Rauschwirkung bei den Zeremonien zu verstärken. Inmitten von fruchtbarem Ackerland entstanden Ansiedlungen, meist da, wo es Wasser gab. Außerhalb dieser Gemarkungen (i. d. R. an den trockeneren Berghängen) war der Boden schlecht und eignete sich nicht für den Anbau von Nutzpflanzen.

Solche Gebiete mit landwirtschaftlich wertlosem Boden wurden als „Hag“ oder als „Hagen“ bezeichnet. Die Pflanzen, die hier wuchsen, unterlagen dem Urgesetz der Natur: „fressen“ und „gefressen werden“. Der ständige Abwehrkampf gegen das „Gefressenwerden“ wurde und wird mit den verschiedensten Mitteln ausgefochten. Einige dieser Mittel sind chemische Kriegsführung, sind Fraßgifte. Diese Fraßgifte finden sich exakt in den Pflanzenteilen, die für das Überleben einer Pflanze am notwendigsten sind, meist in den Wurzeln und in den Samen. Ihre Konzentration

erreicht auch genau dann den Höhepunkt, wenn die Gefahr am größten ist. Diese Fraßgifte sind die pflanzlichen Wirkstoffe - ein Chemiecocktail. Die Natur stellt keine chemisch reinen Stoffe, sondern vielmehr immer Wirkstoffgemische zur Verfügung.

Die Kenntnis um die Pflanzen und um die Wirkungen der Gemische war die Domäne der Druiden- und Schamanen-Erben, der weisen Kräuterfrauen, früher auch „Hagediessen“, „Hagazussas“ oder „Hagias“ genannt. Diese Begriffe leiten sich von den alten Worten „Diussa“ und „diuten“ ab, was soviel wie „deuten“ oder „diagnostizieren“ bedeutet. „Hagazussa“ kann daher nicht – wie fälschlicherweise immer wieder zu lesen ist – mit „Zaunreiterin“ übersetzt werden. Und was lag für die Hagazussa wohl näher, als angesichts fehlender Transportmittel gleich inmitten all der Pflanzen zu leben, die zur Herstellung von Tränken und Salben benötigt wurden, zumal Pflanzenmaterial auch bei sachgerechtester Konservierung bedingt durch den natürlichen Abbau nach zirka zwei Jahren kaum noch Wirkstoffe aufweist?

Bei fehlenden Transportmitteln und ohne ausgebautes Wegenetz kann man als Richtwert für eine Tagesreise etwa dreissig Kilometer ansetzen. In Mitteleuropa sind die landwirtschaftlich nutzbaren Flächen wesentlich umfangreicher als die kargen Hag-Böden. Es ist daher durchaus anzunehmen, dass die Hagias sehr abgeschieden lebten und zu ihrem Besuch u. U. eine Tagesreise (fünfzehn Kilometer hin und fünfzehn Kilometer zurück) vonnöten war. Dies dürfte zur Mystifizierung entscheidend mit beigetragen haben. Gleiches gilt für den Tiuvél bzw. Lohmann. Da der Letztere durch die Beseitigung von

Leichen auch permanent mit Krankheitserregern in Kontakt gekommen sein muss, dürfte er zur Stammkundschaft der Hagias gezählt haben.

0-80 n. Chr.:

Eroberung ehemals keltischer Gebiete (Süddeutschland, Britannien außer Schottland) durch die noch nicht christianisierten Römer, welche es aufgrund der bei den Kelten herrschenden Druidenkaste vergleichsweise einfach hatten. Die Druiden hatten eine einzigartige Machtstruktur inne. Sie spielten eine Schlüsselrolle in der keltischen Gesellschaft. Gaius Julius Cäsars Schlüssel zur Macht bestand darin, gezielt gegen die Kaste der Druiden vorzugehen, die Kelten damit – neben den religiösen – speziell ihrer weltlichen Führer zu berauben und dadurch ein Machtvakuum in der halbanarchistischen Gesellschaft zu erzeugen. Als irrelevant ausgespart wurde - da nicht zur Kriegeraristokratie gehörig - die weibliche Linie, die Druidinnen, welche die alte Religion weiterführten. Sie dürften daher die Vorläuferinnen der Hagediessen gewesen sein. Die keltische Kultur wurde im Verlauf von nur einem Jahrzehnt zerstört und die Römer setzten sich an die Stelle der früheren Führer.

Keltische und germanische Gesellschaften sowie Religionen unterlagen zwar römischen Einflüssen, blieben daher prinzipiell aber bestehen. Die Römer folgten dabei dem Leitsatz, sich nach Möglichkeit nicht in die innenpolitischen Angelegenheiten der eroberten Länder einzumischen, was insbesondere die Religion betraf. Das (jetzt vorwiegend weibliche) Druiden- und Schamanentum existierte daher zunächst weiter, besonders auch zum Wohle der Römer -

entlastete es sie doch von der (kosten- und zeitintensiven) Aufgabe, eine alternative Infrastruktur für die medizinische Versorgung zu schaffen.

Über die Römer wurde allerdings auch alchmistisches und ursprünglich von Arabern, Griechen, Ägyptern und Indern stammendes, okkultes Gedankengut in die nordeuropäischen Naturregionen mit eingetragen. Die Alchimie (auch: Alchemie) war im Gegensatz zur Kräuterkunde eine von Männern geprägte Domäne. Sie ging zweigleisig vor. Einerseits wurden bestimmten Naturstoffen definierte Eigenschaften zugeschrieben, welche man über die Zahlenmystik mit astronomischen und periodischen Ereignissen in Verbindung brachte. Derartige Konstellationen erhielten bestimmte Bezeichnungen, Eigennamen, deren Verwendung in Beschwörungen und in Zaubersprüchen mündete. Das alles bildete ein aus heutiger Sicht zwar haarsträubendes, aber dennoch in sich geschlossenes, logisches Ganzes.

Andererseits arbeitete ein weiterer, sehr viel späterer Zweig der Alchimie mit anderer Zielsetzung als die Kräuterkunde. Aus wertlosen Stoffen sollte auf wundersame Weise Gold entstehen, um den Lebensstandard der herrschende Kaste zu sichern. Bei beiden Richtungen aber waren es nicht mehr die Kräuter, sondern vielmehr vorwiegend mineralisch-anorganische Stoffe, welche das Ausgangsmaterial bildeten. Gold wurde damit zwar nicht erzeugt (was ja auch unmöglich war!), aber dennoch führten die alchimistischen Versuche mitunter zu überraschenden Resultaten.

80-200 n. Chr.:

Langsamer Zerfall des römischen Reiches aufgrund seiner Grösse und aufgrund von Dekadenz (letztere ggf. verursacht durch die physiologischen Wirkungen einer langfristigen, schleichenden Bleivergiftung, zurückzuführen auf die allerorten eingesetzten Trinkwasser-Bleileitungen). Verarmung der Bevölkerung. Die besetzten, ehemals keltischen und jetzt keltisch-germanischen Gebiete wurden mit immensem Aufwand gehalten. Die Römer - selbst noch dem Polytheismus anhängend - hatten weder Zeit noch Interesse, die keltisch-germanische Rest- bzw. Mischreligion zu beseitigen. Nach wie vor musste diese Mischreligion unter der Bevölkerung überaus beliebt sein, da sie sehr lebensfroh war - beinhaltete sie doch mindestens 31 über das Jahr verteilte Feste. Im Durchschnitt galt es alle anderthalb Wochen, eine Festivität zu feiern. Viele der Feste dienten dazu, mit den Geistern in Kontakt zu treten.

Die nötige Stimmung wurde mit den Pflanzen des Hags erzeugt; Pflanzen, welche psychoaktiv waren. Betrachtet man die Wirkungsdauer einzelner Pflanzenwirkstoffe aus heutiger pharmakologischer Sicht, so erscheint es unausweichlich, dass im Einzelfall Festivitäten ineinander übergegangen sind. Sieht man sich die Wirkungen der betreffenden pflanzlichen Inhaltsstoffe einmal näher an, so kommt man nicht an der Tatsache vorbei, dass die damit gefeierten Feste sehr ausschweifend gewesen sein müssen - gerade auch in sexueller Hinsicht. Somit existierte zumindest im keltogermanischen Bereich eine Gesellschaft, welche zwar nicht industrialisiert und institutionalisiert war, aber dafür zumindest einigen Frauen (nämlich den Hagias) deutlich mehr Rechte zusprach, als dies ansonsten üblich war.

Politisch gesehen entsprach das einer Art von Keimzelle der Unabhängigkeit und musste somit langfristig für die Besatzer untragbar sein - stand so etwas doch ihrem eigenen gesellschaftlichen System diametral entgegen!

200-312 n. Chr.:

Das Christentum war aufgrund des Glaubens an eine Erlösung zu einer weit verbreiteten Religion unter der armen Bevölkerung bei den Römern avanciert. Dennoch wurden die Christen verfolgt, da das römische Reich in der aufstrebenden Kirchenmacht eine Konkurrenzsituation witterte. Da Sklaven und arme Leute einen Teil der Erziehung wohlhabender Kinder des Bürgertums übernahmen, floss selbstverständlich auch christliches Gedankengut in eben diese Erziehung mit ein. Einer der entsprechend erzogenen Prätendenten des Kaiserthrons war Konstantin, welcher (obgleich auch noch Polytheist) dem christlichen Glauben anhing.

312 n. Chr.:

Im Kampf um den römischen Kaiserthron schlug Konstantin seinen rein polytheistischen Konkurrenten Maxentius. Jetzt war ein christianisierter Römer an der Macht. Logisch, dass die christliche Kirche dies ausnutzte und ihren Einfluß entscheidend ausweitete. Die Christenverfolgungen gehörten der Vergangenheit an und der Kirchenstaat entstand. Christliches Gedankengut wurde auch in die besetzten Gebiete getragen, notfalls mit Gewalt im Rahmen der Zwangschristianisierung.

Den Bewohnern der besetzten Gebiete wurde ein fremder Glaube aufgezwungen. Ihre Heiligtümer wurden geschändet.

Man verbot ihnen, ihre Traditionen weiterzuführen. Wo immer dies nicht von Erfolg gekrönt war, da assimilierte die christliche Kirche die heidnischen Feiertage und deuteten sie um. Aus dem germanischen Fruchtbarkeitsfest Ostara (welches dem keltischen Alban Eiller, dem Fest der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche, entsprach) wurde durch das Zusammenziehen mit Lammas (Lugnasad) und Beltane bzw. Beltaine (je nach Schreibweise) das christliche Ostern. Aus Samhain wurden Allerheiligen bzw. Halloween. Aus Yule und dem Narrenfest wurde Weihnachten.

Mit kalendarischen „Rechentricks“ wurden Ereignisse aus dem Leben des Jesus von Nazareth auf die alten heidnischen Feste datiert. Dies war problemlos möglich, da es so etwas wie einen „richtigen Kalender“ noch nicht gab (der keltische Kalender mit seinem Dreissig-Jahre-Zyklus war nach den Eroberungen durch die Römer nicht mehr allgemein anerkannt). Das die Kirche mit der Auslöschung heidnischer Feste nicht immer Erfolg hatte, weist bereits auf den besonderen Status dieser Feste und auf ihre Beliebtheit unter der Bevölkerung hin.

Nur aufgrund der Vereinnahmung althergebrachter Feste durch die christliche Kirche war es überhaupt realisierbar, dass die besetzten Kelten und Germanen den christlichen Glauben ohne großen Widerstand übernommen haben. Unbestritten ist natürlich, dass durch die Christianisierung unglaublich viel Wissen der heidnischen Völker verloren gegangen ist. An dieser Stelle sei eine Randanmerkung gestattet: Die seit rund fünfzig Jahren währende Zerstörung der Inuit-Kultur zeigt, wie eine Zwangschristianisierung aktuell ablaufen kann.

400-1230 n. Chr.:

Nur noch vereinzelter Glaube an Hexerei und Zauberei in den besetzten Gebieten. Bewahrt wurden die alten keltisch-germanischen Traditionen wahrscheinlich nur noch von denjenigen, die weit außerhalb der Ansiedlungen lebten und die daher mit den Missionaren praktisch nicht in Kontakt kamen. In erster Linie waren dies die Hagias - inzwischen z. T. auch schon abwertend „Hagsen“ oder „Häxen“ genannt - sowie der Tiuvél. Hinzu kamen noch die von der Gesellschaft Ausgestossenen - Kranke, Verbrecher und Querdenker. Es ist durchaus wahrscheinlich, dass einige davon Keimzellen des Widerstandes gegen die herrschende, staatskirchliche Obrigkeit bildeten. Da sie aufgrund ihrer von den Ansiedlungen z. T. recht weit entfernten Lebensweise nur relativ wenig Kontakt mit den anderen Menschen hatten, mussten sie mit dem auskommen, was ihnen zur Verfügung stand. Entsprechend negativ dürfte ihr gesamtes Erscheinungsbild auf die Mitmenschen in den Ansiedlungen gewirkt und zur Mystifizierung und Ablehnung mit beigetragen haben.

400 n. Chr.:

Die römisch-katholische Kirche witterte Abweichlertum und rottete die Priscillianer und die Messalianer aus - man sammelte erste Erfahrungen mit Verfolgungen und mit Anklagen.

742 n. Chr.:

Versammlung des ersten deutschen Nationalkonzils „Concilium Germanicum“, bei welchem die Staat-Kirche-Einheit „Heidnische Gebräuche“ verbot. Die Gesellschaft hatte sich inzwischen gewandelt: Zunehmende

Landwirtschaft brachte die Notwendigkeit mit sich, Nahrungsvorräte anzulegen. Die wollten geschützt und verwaltet sein. Dazu wurden nicht-produzierende Spezialisten, nämlich Soldaten und Verwaltungsleute benötigt. Um die zu ernähren, mussten Abgaben erhoben werden - ein System politischer Organisation mit Führungspersönlichkeiten entwickelte sich.

Ein solches Gesellschaftssystem verbessert i. d. R. die Lebensbedingungen der zugehörigen Bevölkerung, was zu Bevölkerungswachstum führt. Um genügend Lebensraum für die gewachsene Bevölkerung zu schaffen, waren Eroberungskriege notwendig. Damit die aber durchgeführt werden konnten, wurde eine - wenngleich auch noch recht primitive - industrielle Infrastruktur, nämlich das Handwerk (z. B. Schmiede, welche Waffen herstellten), benötigt. An diesem Punkt (schätzungsweise etwa um 800 n. Chr.) angekommen, störten aber religiös begründete, ausschweifende, mehrtägige Festivitäten nur.

Die Christianisierung hatte folglich vergleichsweise leichtes Spiel: Sah sie den Zweck des Menschen nach dem Sündenfall doch eher im Dienen und Leiden, so dass die alten „Hexenfeiertage“ nun im Sinne von Obrigkeit und Kirche getrost verboten werden konnten - was unter dem Strich zur Festigung der damaligen Einheit von Kirche und Staat führte. Man hatte eben (wenngleich vielleicht auch aus unterschiedlichen Gründen) gleiche Interessen.

775 n. Chr.:

Karl der Große erklärte den dicht bewaldeten und daher in weiten Bereichen als unpassierbar geltenden Harzraum zum

Reichsbannforst, also zu einem Forst, der nur seitens des Herrschers betreten oder genutzt werden durfte. Damit wurde die Harzregion zum Sammelpunkt all derer, die „ausgestiegen“ oder (bspw. aufgrund heidnischer Gebräuche) verfolgt worden waren. Der Anteil an Hagias dürfte dabei überproportional hoch gewesen sein und ihre Rituale dürften zu den Sagen von den Brockenhexen und von der „Reise zum Blocksberg“ sowie zum Bild der „Hexe im Wald“ geführt haben. Der Adel blies daraufhin zur Menschenjagd aus reinem Vergnügen. In Ermangelung geeigneter Verteidigungsmöglichkeiten entwickelten die Harzbewohner aus Notwehr die Guerillataktik. Diese Art des Angriffskrieges war dem Adel jedoch unbekannt, so dass er sie als heimtückisch betrachtete - was zum Vorurteil von der „heimtückischen Hexe“ geführt haben mag.

785 n. Chr.:

Versammlung der Synode in Paderborn, wobei sowohl die „Zauberei“ selbst wie auch der Glaube daran unter Todesstrafe gestellt wurden.

800 n. Chr.:

Papst Leo III. krönte den Karolinger Karl den Großen zum Kaiser. Der Kaisertitel war bewusst über die Königstitel hinausgehoben worden, um einen einzigen, mächtigsten weltlichen Herrscher zu kennzeichnen und nur der Papst selbst konnte diese sakrale Würde verleihen. Ohne die Rückendeckung durch die römisch-katholische Kirche wäre der Kaiser ein nicht anerkannter Herrscher gewesen, da der geistlichen Macht das höhere Gewicht (quasi als „Vertreter Gottes auf Erden“) zukam. Diese Konstellation ist auch

bekannt als die „Zweigewalten“- oder „Zweischwerter-Lehre“.

1000 n. Chr.:

Die christliche Kirche rottete die Bogomilen, die Albigenser, die Patarener und die Katharer als abweichlerische Sekten aus. Verfolgungen und Anklagen wurden verbessert. Die Verfolgungen und Anklagen resultierten aus dem Glauben daran, dass die tausend Jahre, nach deren Ablauf Jesus Christus wiedererscheinen sollte um den Antichristen zu bekämpfen, abgelaufen seien. Dieser Glauben nährte sich aus einer Falschauslegung der Bibel (Fehlinterpretationen vom zweiten Brief des Petrus „2. Petrus 2.3“ und des Buches der Offenbarungen „Offenbarungen 12-17“), wobei die Falschauslegung allerdings durch den Niedergang der Karolinger und durch Gefahren von Außen Auftrieb erhielt.

In allem und jedem wurde der Antichrist vermutet. Der Adel unterstützte den Bau zahlreicher Klöster, um sich damit göttlichen Segen (und einen Schutz gegen den Antichristen) zu „erkaufen“. Im Rahmen der Verfolgung Andersdenkender griff die Kirche auf die militärische Macht des Adels zurück, wodurch der weltliche Einfluß in Kirchenämtern gestärkt wurde. Weltliche Herrscher setzten ihnen genehme Personen als Bischöfe in ihr Amt ein (Investitur). Letztlich führte dies zu einem Machtkampf zwischen Kaiser und Papst - dem Investiturstreit. Zu dieser Zeit großen weltlichen Einflusses begannen Mönche, von der einheimischen Bevölkerung die Kunst des Bierbrauens zu übernehmen.

bis 1200 n. Chr.:

Prozesse gegen „Häxen“ (dem Sinnbild des Antichristen) wurden nach kanonischem oder nach römischem Recht durchgeführt, d. h. es musste eine handfeste Anklage vorliegen. Anklagepunkte liessen sich leicht finden, denn alles, was nicht unmittelbar erklärbar war, wurde als „Zauberei“ angesehen (den Begriff der „Hexerei“ gab es noch nicht). Dazu zählten u. a. die zu der Zeit häufigen Massenvergiftungen durch Mutterkorn, einem parasitären Pilz, welcher gerne auf Roggen wächst.

Die ersten Berichte über eine wahrscheinliche Mutterkornepidemie stammen aus dem Jahr 857 n. Chr. aus Xanten. Es wird dort erst von einer Hungersnot berichtet und dann eine große Plage erwähnt, eine „abscheuliche Fäulnis, welche die Knochen der Betroffenen aufzehrt“. Hauptsächlich im Mittelalter führte mit Mutterkorn verseuchtes Getreide (man baute damals zur Mehlgewinnung fast ausschließlich Roggen, den Hauptwirt des Pilzes, an) immer wieder zu massenhaften Vergiftungen ganzer Dörfer und Städte (was über das Auftreten des Pilzes indirekt auch Aufschlüsse über die damaligen Klimaverhältnisse gestattet).

Die als Antoniusfeuer bezeichnete Krankheit wurde, dem damaligen Aberglauben folgend, den seitens des Kirchenstaates ohnehin schon verunglimpften Kräuterweibern, den „Häxen“ zugeschrieben, was wiederum Hexenverfolgungen und Morde nach sich zog. Das gehäufte Auftreten des Pilzes gestattet den Rückschluss auf verregnete Sommer, was auch das vermehrte Auftreten von Infektionskrankheiten begünstigt haben dürfte - welche man gleichfalls den „Häxen“ zuschreiben konnte.

1122 n. Chr.:

Durch das Wormser Konkordat wurde der Investiturstreit zwischen Papst und Kaiser offiziell für beendet erklärt. Dennoch bestand die Fehde unterschwellig weiter – ging es doch um reine Machtpolitik.

um 1150 n. Chr.:

Die Äbtissin, Mystikerin und Visionärin Hildegard von Bingen (Benediktinerin) verfasste ihre beiden Werke „Physica“ (über die Naturkunde) und „Causae et curae“ (über die Heilkunde). Beide Bücher enthielten ein gehöriges Maß von dem, was später als „Hexenwissen“ bezeichnet werden sollte und waren wahrscheinlich durch die Ratschläge von Leuten, welche sich von ihr behandeln liessen, beeinflusst worden. Aufgrund der Fehde zwischen Kaiser und Papst gestaltete sich die Versorgung der Frauenklöster schwierig.

Es blieb Hildegard v. Bingen daher gar keine andere Möglichkeit übrig, als sich selbst in der Medizin kundig zu machen. Hinter Klostermauern wurde das toleriert. Außerhalb eines Klosters oder ein paar Jahrhunderte später hätte man sie - da erfolgreich - dem Geist der Zeit folgend wahrscheinlich der „Zauberei“ bezichtigt. Hildegard v. Bingen tat im Grunde nichts anderes als die Hagias, indem sie Nächstenliebe praktizierte - nur eben mit dem kirchlichem Segen, welcher den einer Naturreligion anhängenden Hagazussas fehlte. Zu dieser Zeit begannen die Kreuzzüge, in deren Gefolge viele „neue“ pharmakologisch wirksame Pflanzen nach Europa gelangten.

1200 n. Chr.:

Als Abweichler wurden die Waldenser seitens der christlichen Kirche ausgerottet. Prozesse und Fahndung wurden perfektioniert.

1215 n. Chr.:

Papst Innozenz III. setzte durch die Beschlüsse des Laterankonzils das Strafverfahren der Inquisition („inquisitio“) in Kraft. Prozesse gegen „Häxen“ konnten fortan allein schon aufgrund von bössartigen Gerüchten und anonymer Denunziation eingeleitet werden. Spätestens im Rahmen des Prozesses jedoch war der Name des Denunzianten zu nennen. Die Anwendung von Folter war im Einzelfall zulässig, aber noch reglementiert. Man konnte dabei auf althergebrachte und erprobte Fahndungserfahrungen zurückgreifen. Es drängt sich der Gedanke auf, dass solche Verfolgungen von Polytheisten vielleicht eine Form von Rache für die früheren Christenverfolgungen gewesen sein könnten.

1224-1231 n. Chr.:

Als ältestes und einflussreichstes Rechtsbuch des Mittelalters wurde von Eike von Repgow der „Sachsenspiegel“ verfasst, in welchem erstmals Hinweise darauf zu finden sind, dass „Zauberer“ verbrannt werden sollen.

1235 n. Chr.:

In den Konzilien von Bezier und Narbonne wurde festgelegt, dass der Name des „Belastungszeugen“ (also des Denunzianten!) dem/der Angeklagten zu verschweigen ist.

Dadurch war es der Kirche jetzt möglich, jeden Prozess auf Gutdünken hin zu führen.

1252 n. Chr.:

Die Inquisition wurde für die Inquisitoren zum einträglichen Geschäft. Papst Innozenz IV. gewährte ihnen ein Drittel des Besitztums „überführter“ Angeklagter für das Privatvermögen und ein weiteres Drittel für künftige Inquisitionszwecke. Dies und das Prozessieren auf Gutdünken hin ermöglichte den Inquisitoren legalisierten, kirchlichen Raubmord und unterstützte ihre Habgier.

1254 n. Chr.:

Papst Innozenz IV. bestätigte mit der Bulle „Cum negotium“ ausdrücklich die Rechtmäßigkeit anonymer Denunziation als Prozessgrundlage - verdiente die Kirche als solche durch Übernahme vom letzten Drittel des Besitztums doch kräftig an jedem „überführten“ Opfer mit.

1225-1274 n. Chr.:

Aufkommen der Dämonenlehre des Dominikaners Thomas von Aquin, wobei den vermeintlichen „Hexen“ sexuelle Kontakte mit dem Teufel und „Zauberei“ unterstellt wurden. Tatsächlich ist es nicht auszuschließen, dass es zu entsprechenden Kontakten zwischen dem „Teufel“ und den „Häxen“ gekommen ist. Nur wurde der Teufel - mitunter auch schon diffamierend „Teufel“ genannt - zu dieser Zeit noch nicht mit dem Satan gleichgesetzt, sondern war vielmehr ein real existierendes, wenngleich auch vielleicht unbeliebtes menschliches Wesen.

1275 n. Chr.:

Erste Hexenverbrennung in Toulouse. Das zu Verbrennungen aufrufende Rechtsbuch „Sachsenspiegel“ wurde von anderen deutschen Staaten nahezu unverändert übernommen und u. a. zum „Schwabenspiegel“. Es folgte die Übernahme dieses Rechts durch weitere Städte, so dass die Verbrennung als Mittel der Strafe bald allgemeingültig war.

1230-1430 n. Chr.:

Untermauerung des Zauberglaubens und Entwicklung des Verbrechensbegriffs der Hexerei (maleficium). Aus den „Hagsen“ oder „Häxen“ war als Sammelbegriff das Schimpfwort „Hexen“ geworden, welches ursprünglich eine bösertige und mit Giften hantierende Frau kennzeichnete, bald aber auch auf Kräuterfrauen, Vampire, Furien, Gespenster und Kindsmörderinnen ausgedehnt wurde.

Der Begriff „Hexe“ beschrieb also eine aus welchen Gründen auch immer abgelehnte Frau schlechthin, welche sich damit automatisch der „Hexerei“ schuldig gemacht hatte. Solchen Frauen war vorurteilsbedingt alles zuzutrauen, auch dass sie Krankheiten sähten. Pest- und Pocken-Seuchenzüge von 1346-1353 stützten dieses Vorurteil. Man wusste nicht, dass zumindest die immer wieder und unerwartet aufflackernden Pocken auf ein hochgradig stabiles Virus (*Variola major*), welches in Tüchern und Kleidern bis zu achtzehn Monaten ohne jegliche Konservierung an der Luft zu überleben vermag, zurückzuführen waren - woher auch?

Man kannte die Infektionswege der Krankheiten nicht und glaubte, Krankheiten seien auf böse Geister zurück zu führen. Die versuchte man durch lautstarke Geisteraustreibung zu verscheuchen; so entstand der Karnevalsbrauch. Es ist nicht auszuschließen, dass damit sogar gewisse Teilerfolge erzielt worden sein können: Ratten, welche Pestflöhe mitführen, hassen Lärm und fliehen davor. Anmerkung am Rande: Sind die Ratten dem Rattenfänger von Hameln in die Weser gefolgt oder tatsächlich vor dem Lärm seines Flötenspiels in die Weser geflohen? Und noch etwas ist auffällig: Schon die alten Kelten und Germanen kannten den Begriff des „fliegendes Giftes“, welcher die Ansteckung mit einer Krankheit beschrieb. Im Mittelalter fehlte dieser Begriff und wurde durch „böse Geister“ ersetzt. Das zeigt, wieviel Wissen jetzt schon verloren gegangen war.

Das Bierbrauen geriet aufgrund der psychoaktiven Zusätze öffentlich in Verruf und wurde den „Hexenkünsten“ zugeschrieben - mit Ausnahme des in Klöstern von Mönchen gebrauten Bieres (Monopoldenken?). Dennoch schaffte es die Kirche nicht, die Privatherstellung des allseits beliebten Getränkes auszurotten.

1326 n. Chr.:

Die Konstitution „Super illius specular“ des Papstes Johannes XXII. führte zu einer rechtlichen Neuordnung der „Zauberei“ und unterwarf sie dadurch - wie bereits die „Hexerei“ - der Inquisition, was dem Kirchenstaat noch weitere Möglichkeiten zur Bereicherung auf Kosten Unschuldiger eröffnete.

1430-1540 n. Chr.:

Hohe Zeit der Hexenverfolgungen durch die Kirche. Dies mag z. T. durch eine Form von Enttäuschung und durch Rachedgedanken geprägt worden sein. Die Kirche errichtete Klöster i. d. R. immer dort, wo es Ansiedlungen und Landwirtschaft, also fruchtbaren Boden und zu erwartenden Reichtum gab. Man versuchte, auf diesen - für die betreffenden Pflanzen denkbar ungeeigneten - Böden die Heilpflanzen der Kräuterweiber zu ziehen: Ohne zu wissen, wann welche Pflanzenteile die erwarteten Wirkstoffe enthalten und ohne die Bedürfnisse der Pflanzen auch nur annähernd zu kennen. In den allermeisten Fällen endeten derartige Anbauversuche dann vermutlich auch mit Fehlschlägen. Entweder die Pflanzen wuchsen auf dem für sie ungeeigneten Boden überhaupt nicht oder sie bildeten keine Wirkstoffe aus. Und wenn sie Wirkstoffe ausbildeten, dann fehlte es den Mönchen am Wissen um den richtigen Erntezeitpunkt und um die richtige Art der Konservierung. Folglich konnten in ihren Augen von den Kräuterfrauen gewonnene wirksame Pflanzenpräparate nur durch Hexerei entstanden sein.

Das die Kräuterfrauen - die „Hexen“ - gegenüber den Mönchen einen Wissensvorsprung von mindestens zweitausend Jahren besaßen, übersah man geflissentlich, handelte es sich doch „nur“ um Frauen. Denn Frauen war nach damaligem Recht ein Studium der Heilkunst nicht gestattet und die männlichen Heiler kannten sich mit Gynäkologie, Menstruation, Geburt etc. nicht aus. Folglich gingen die Ratsuchenden entgegen den Vorschriften des Kirchenstaates auch zur Hagia und nicht zum offiziellen Heiler: Eine grobe Missachtung der Regeln.

Wie groß ein Wissensversprung von zweitausend Jahren gewesen sein muss, mag man vielleicht erahnen, wenn man sich einmal überlegt, welche naturwissenschaftlich-technischen Kenntnisse wir vor zweitausend Jahren hatten und welche wir heute haben! Hinzu kommt noch, dass Wissen auch Macht ist. Aber Macht in jeder Form außerhalb der herrschenden Obrigkeit war keinesfalls tolerierbar! Hat sich daran bis heute vielleicht irgendetwas verändert?

1445 n. Chr.:

Erfindung des Buchdrucks durch Johannes Gutenberg. Damit war es erstmals möglich, die Vorschriften des Kirchenstaates in vergleichsweise großer Menge zu vervielfältigen und somit auch so breit zu streuen, dass sie den letzten Winkel des betreffenden Reiches erreichten. Die Gesetze gegen „Hexen“ wurden damit überall verfügbar.

1456 n. Chr.:

Johannes Hartlieb, Leibarzt der Wittelsbacher Herzöge und überzeugter Christ, fasste das bis dato öffentlich bekannte „Hexenwissen“ als verwerfliche Magie in dem Werk „Das puch aller verpoten kunst, ungelaubens und der zaubrey“ zusammen. Fortan wussten die Inquisitoren, worauf sie besonders zu achten hatten.

1484 n. Chr.:

Allgemeine, uneingeschränkte Anwendung der Folter in den Hexenprozessen auf Zustimmung von Papst Innozenz VIII, festgeschrieben in der Bulle „Summis desiderantes affectibus“: kirchlich sanktionierter, ausgelebter Sadismus der Inquisitoren.

1485 n. Chr.:

Im Kräuterbuch „Hortus Sanitatis“ wurden u. a. pflanzliche Mittel beschrieben, welche die Geburt erleichtern sollten. Die Kirche sah darin ein Sakrileg, steht doch in der Bibel geschrieben, dass die Frau ein Kind unter Schmerzen gebären soll. Ein Verstoß gegen die Vorschriften der Bibel jedoch war ein Hinweis auf Abweichlertum, auf Ungläubigkeit, auf Hexerei und wurde seitens der Inquisition entsprechend unbarmherzig verfolgt.

1487 n. Chr.:

Als Gesetzbuch für „Hexenprozesse“ verfassten fanatische kirchliche Inquisitoren (Jakob Sprenger und Heinrich Institoris) den „Hexenhammer“ (Malleus maleficarum) und führten die Anwendung der Wasserprobe ein. Dabei wurde das Opfer gefesselt für eine gewisse Zeit unter Wasser getaucht. Ertrank es, dann war es unschuldig - aber tot. Überlebte es die Folter, dann stand es mit dem Satan im Bunde und war schuldig, ergo wurde es verbrannt. Die Wasserprobe endete daher immer mit dem Tod und liess dem Opfer keinerlei Chance. Und der Besitz des Opfers fiel immer an die Kirche...

1492 n. Chr.:

Wiederentdeckung Amerikas durch Christoph Columbus (die Erstentdeckung erfolgte bereits etwa um 1000 n. Chr. durch den Wikinger Leif Erikson, geriet jedoch wieder in Vergessenheit). Die „Neue Welt“ erwies sich als Rohstoffquelle, so dass viele bis dato unbekannte Pflanzen nach Europa gelangten (z. B. Engelstropfete, Kartoffel, Ananas, Brunfelsia-Arten, Meeresbohnen, spanischer

Pfeffer, Kürbis, Sonnenblume, Tabak u. v. a. m.). Diese fanden aufgrund ihres Wirkstoffgehaltes nach und nach Eingang in die „Hexenrezepte“.

1516 n. Chr.:

Mit dem „Deutschen Reinheitsgebot“ (eigentlich Bayerischen Reinheitsgebot) wurde das erste deutsche Drogengesetz erlassen, denn fortan waren psychoaktive Zusätze zum Bier als vermeintliche „Hexerei“ verboten.

1517 n. Chr.:

Martin Luther veröffentlichte seine Thesen gegen den Ablassmissbrauch. Unter Ablass versteht man den Nachlass derjenigen, die von einem kirchlichen Gericht zum Tode verurteilt worden sind - also das Hab und Gut der in den Hexenprozessen „Überführten“, welches sich die Kirche einverleibte. Es ist schon bezeichnend, wenn ein Kirchenmann selbst dies anprangerte. Damit begann die Trennung zwischen Katholiken und Protestanten, wobei letztere überwiegend im ehemals germanischen Teil Europas Anhänger fanden.

1532 n. Chr.:

Der Theologe Otto Brunfels verfasste das Kräuterbuch „Contrafayt Kreuterbuch“ und machte damit einen Teilbereich des Hexenwissens - nämlich die Kräuterkunde - auch für die Kirche verfügbar.

um 1540 n. Chr.:

Der bekannte Heiler Paracelsus verfasste die Signaturenlehre „Signata plantarum“, in welcher

symbolischen Zutaten echte Heilkräfte zugeschrieben wurden. Da die symbolischen Zutaten sich in den Händen der offiziellen Quacksalber aber sehr wahrscheinlich als völlig wirkungslos erwiesen, muss ihre (auf dem Placeboeffekt beruhende) erfolgreiche rituelle Verwendung durch die Hagias als „Hexerei“ gewertet worden sein.

1575-1577 n. Chr.:

Die Mär vom „Unwesen der Hexen“ erhielt durch einen Seuchenzug der Pest weiteren Auftrieb. Wie heute noch allerorten üblich, so wurde auch damals schon eine wehrlose Minderheit beschuldigt - die Hagias. Die Leute glauben alles, wenn man es ihnen nur oft und lange genug einredet und wenn man ihnen Wissen vorenthält: angewandte Manipulation!

1590-1630 n. Chr.:

Höhepunkt der Hexenprozesse. Die Gesamtanzahl der Opfer beläuft sich nach Schätzungen auf 4,5 bis 9 Millionen Menschen. Es kam zu gewaltsamen, kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen Katholiken und Protestanten. Der zum Leidwesen der Kirche noch immer existente, aber aufgrund von Krankheitsopfern auch unverzichtbare Berufsstand des Tiuvels warnte in solchen Fällen die Bevölkerung, indem er das „Ludrenfeuer“ weithin sichtbar entfachte. Der Kirchenstaat diffamierte diesen Berufsstand jetzt ganz gezielt, da er den jeweiligen Macht- und Eroberungsbestrebungen entgegen stand - was angesichts seines Auftretens, bedingt durch die ständige Arbeit am Feuer, wohl auch recht einfach zu realisieren war („Geruch nach Pech und Schwefel“ und aus dem Ludrenfeuer wurde das „Fegefeuer“). Auf diese Weise

mutierte der Tiuvcl, jetzt offiziell „Teufel“ genannt, zur Teufel-Satan-Personalunion (nach 1600).

Aufgrund seiner außerhalb liegenden Ansiedlung ist es wahrscheinlich, dass er Kontakte zu den Hagias hatte („die Hexen buhlen mit dem Teufel“). Wer jetzt noch zum Lebensunterhalt des Tiuvcls mit beitrug, der machte sich schuldig, denn er „opferte dem Teufel“. Nach vollzogener Personalunion - also nach erfolgreicher Diffamierung - liess sich daraus ein Anklagepunkt sowohl gegen den Tiuvcl wie auch gegen die Hagias zusammenkonstruieren.

In der Realität jedoch war das Heer der Hexen und Hexer über das gesamte christliche Abendland verstreut. Dieses Heer rekrutierte sich aus naturstoff- und drogenkundigen Heilern und Hebammen. Das Wissen dieser Personen überragte das der kirchenstaatlich sanktionierten Quacksalber bei weitem - nur musste dieses Heer im Verborgenen praktizieren und gleichzeitig wahrscheinlich auf seine Weise auch noch gegen eine unsoziale und frauenfeindliche Ordnung kämpfen. Es war folglich ein Sammelpunkt von Aussteigern, Querdenkern und Nichtangepassten - eben von Leuten, welche lieber selbst nachdachten, als sich führen zu lassen. Ergo wurden sie verfolgt und in den Untergrund abgedrängt. Parallelen zu heute sind unübersehbar - hat sich die Gesellschaft wirklich weiterentwickelt? Untergrund - das waren alchimistische Laboratorien, geheime Keller, Höhlen, einsame Schluchten oder eben versteckte Waldhütten. Idealerweise waren es exakt die Orte, in deren Umgebung genau die Kräuter und Naturstoffe zu finden waren, welche die Ingredienzien für heilkräftige Säfte, Salben und psychotrope Elixiere lieferten.

Wenn sie verfolgt wurden, dann schlugen sie gezwungenermaßen in einem Akt der Notwehr zurück, was – natürlich! - nicht gerade gern gesehen wurde. Aus dieser Tatsache heraus entstand die Mär von der „bösen Hexe im Wald“. Dieser Zeitraum ist darüber hinaus geprägt von der kriegerischen Auseinandersetzung zwischen der römisch-katholischen Kirche und den „Abweichlern“, besser bekannt als Protestanten. Die kriegerische Auseinandersetzung selbst mündete im Dreissigjährigen Krieg. Von katholischer Seite aus wurde alles, was nicht auf der Linie des Papstes lag, als „ungläubig“ diffamiert. Dies dürfte enorm zu den Hexenprozessen beigetragen haben.

Europa war bald vom Krieg überzogen, überall herrschten Armut, Tod, Verwesung (denn den Tiüvel als Leichenbestatter gab es praktisch nicht mehr) und Schmutz - ideale Bedingungen für Ratten. Ratten haben Flöhe, welche die natürlichen Wirte eines stäbchenförmigen Mikroorganismus, nämlich *Yersinia pestis*, sind. Mit zwei Seuchenzügen im Verlauf und in Folge des Krieges (1633-1635 und 1665-1666) beendet die Pest dann auch das Mittelalter.

1619 n. Chr.:

Einführung der Hanfanbaupflicht in Nordamerika zwecks Rohstoffgewinnung und Entlastung des nur rudimentär existierenden Gesundheitssystems. Die Auswanderer hatten den Wert der uralten Kulturpflanze - insbesondere auch in volksmedizinischer Hinsicht - erkannt und behielten die Nutzung bei. Aus gleichem Grund erfolgte kurze Zeit später die Einführung einer Hanfanbaupflicht in England. Ein

Verstoß gegen diese Anbaupflicht wurde mit empfindlichen Geldstrafen geahndet.

1618-1648 n. Chr.:

Der Dreißigjährige Krieg verwandelte ganz Europa in ein einziges Schlachtfeld voller Greuelthaten: Mitteleuropa verwüstet, die Bevölkerungsanzahl mindestens halbiert, Deutschland nur noch ein geographischer Begriff ohne politischen Inhalt. Mit dem westfälischen Frieden wurde den überlebenden Fürsten das Recht auf Selbständigkeit zugesprochen - Deutschland zerfiel in Hunderte von Klein- und Kleinststaaten. Der Wiederaufbau verschlang einen ungeheuren Geldbedarf, welcher die einzelnen Staatsführer dazu trieb, die Bevölkerung gnadenlos und gewaltsam auszubeuten und die Führer überdies zwang, sich untereinander zu arrangieren. Der Prunk eines Hofes galt als Statussymbol. Die Bevölkerung war ohne medizinische Versorgung, denn die Hagias gab es nicht mehr. Die schmerzvolle Trennung von Staat und Kirche begann damit.

um 1650 n. Chr.:

Durch den Krieg und durch die Hexenverfolgungen wurde nicht nur die Bevölkerung entscheidend dezimiert, sondern es waren darüber hinaus auch einige der bisher allerorten verbreiteten Pflanzen recht selten geworden (z. B. Eisenhut). Man versuchte, sie durch neu eingeführte Pflanzen aus der „Neuen Welt“ zu ersetzen, so bspw. den Bilsen durch den Stechapfel bzw. durch die Engelstrome. Da der Stechapfel jedoch weitaus mehr Scopolamin als der Bilsen enthält, konnten tödliche Vergiftungen aufgrund solcher Experimente nicht ausbleiben und gaben der Mär von den „bösen Hexen“ neuen Auftrieb.

1648-1725 n. Chr.:

Der Große frisst den Kleinen. Aus Kleinst- und Kleinstaaten entstanden - wiederum auf kriegerischem Wege - neue Großreiche. Der Adel lebte gut. Die Bevölkerung nicht. Doch noch gab es Überlieferungen. Einzelne verwendeten wieder Heilkräuter, erzielten vielleicht sogar den einen oder anderen Erfolg damit. Das erzeugte Neid. Andere hatten weniger Glück; ihre Tinkturen und Gebräue brachten die Patienten um. Das wurde als Mordanschlag gedeutet, selbst dann, wenn der Patient ohne den Behandlungsversuch sowieso gestorben wäre. Die Anatomie steckte in den Anfängen, war zwar verbreitet, aber im Grunde genommen noch weitgehend unbekannt - lediglich Comenius' Schriften („Orbis sensualium pictos“) stellten erste medizinische Ansätze dar. Unwissenheit, Neid und Mordvorwurf - die Hexenverbrennungen gingen weiter. Auch das überlieferte Wissen der Hagias schwand auf diese Weise dahin. Die Alchimie als Domäne der Männer hingegen überlebte.

1709 n. Chr.:

Mit der Erfindung des „Weissen Goldes“ (Meißner Porzellan) durch Johann Friedrich Böttger hatte die Alchimie einen immensen Erfolg vorzuweisen - brachte das doch ungeahnten Reichtum für den Hof August des Starken in Sachsen. Eine derartige Sensation sprach sich herum. Die vorwiegend anorganisch-chemisch orientierte Alchimie wurde dadurch toleriert und geachtet, die organisch-chemisch orientierte Kräuterkunde der Hagias hingegen, welche durch Heilungen „nur“ zahllose Kleinerfolge vorzuweisen hatte, geriet ins Vergessen.

1725-1789 n. Chr.:

Noch immer gab es einzelne Schlachten und Eroberungen. Doch auch Wohlstand war wieder möglich. Er ermöglichte es zumindest einem Bürgertum und dem Adel, auch Neues zu erschaffen. Die Petersburger Akademie der Wissenschaften, Gullivers Reisen, Bach, Carl von Linnés „System der Natur“, Schloß Sanssouci bei Potsdam, Schloß Schönbrunn, Mozart, die Erfindung der Dampfmaschine, Goethe, der Heißluftballon der Brüder Montgolfier - das sind nur einige Schlagworte aus dieser Zeit. Es war das Zeitalter der Aufklärung. Man begann langsam, die Anatomie des Menschen wirklich zu verstehen. Man ahnte zumindest, welchen Einfluß Mikroorganismen haben könnten. Die Anfänge der Schulmedizin bildeten sich. Mit zunehmender Aufklärung liessen die Hexenverfolgungen nach. Man brauchte die Hagias nicht mehr. Doch: Gab es überhaupt noch kräuterkundige Frauen? Die Alchimie jedoch bestand ob ihres Erfolges in Sachsen weiter.

1789 n. Chr.:

Der sächsische Arzt Friedrich Christian Samuel Hahnemann übersetzte Cullen's „Materia medica“ und führte mit Chinarinde einen Selbstversuch durch, welcher als Geburtsstunde der Homöopathie gewertet werden kann, da Hahnemann die Resultate eines einzigen Versuchs verallgemeinerte.

1793 n. Chr.:

Letzte europäische Hexenverbrennung in Posen.

1805 n. Chr.:

Der deutsche Apotheker Sertürner isolierte aus dem Opium das Morphin und revolutionierte dadurch die Pharmaziegeschichte, da erstmals ein Wirkstoff in reiner Form vorlag.

1810-1821 n. Chr.:

Hahnemann veröffentlichte sein Hauptwerk „Organon der rationalen Heilkunst“ und danach in mehreren Bänden seine „Reine Arzneimittellehre“, welche die Grundsätze der Homöopathie darlegten. Damit wurden der Kräuterkunde entstammende pflanzliche Drogen wieder - wenngleich auch mit völlig anderer Interpretation – „salonfähig“.

1812 n. Chr.:

Napoleon versuchte, sich durch den Einmarsch in Rußland in den Besitz letzter größerer Mengen an „Hexenpflanzen“ - nämlich Hanf - zu bringen. Der Hanf wurde insbesondere für Seile und als Heilmittel benötigt: Ohne Hanfseile keine Seefahrt und ohne das Harz – Haschisch – keine Bekämpfung von Krankheiten.

1828 n. Chr.:

Organische Stoffe (Elixiere aus der Kräuterkunde!) und anorganische Stoffe (Mineralien aus der Alchimie), bis dato als völlig verschieden betrachtet, fanden durch die von Wöhler entdeckte Harnstoffsynthese (die erste „künstliche“ Herstellung eines organischen Stoffes in einem Laboratorium) wieder zusammen und bildeten den Grundstock der modernen Chemie, deren Stoffwirkungen schließlich zur Pharmazie führten. Damit trennte sich die

Chemie endgültig von der Alchimie und die Alchimie geriet langsam in Vergessenheit.

1843 n. Chr.:

Bei Brockhaus in Leipzig erschien Georg Friedrich Most's „Encyklopädie der Volksmedizin“, welche den geringen Teil des noch verbliebenen Hexen- und Alchemie-Wissens zusammenfasste. Das Buch wurde bald zum medizinischen Standard-Hausbuch, obwohl (wie es heute fast ausnahmslos der Fall ist) bereits viele Angaben keine konkreten Rezepturen mehr enthielten.

1854 n. Chr.:

In diesem Zeitraum wurde die deutsche Sprache durch die Gebrüder Grimm vereinheitlicht und im Sinne der immer noch sehr einflußreichen Kirche neu geordnet. In der Grimm'schen „Deutschen Mythologie“ mutierten dabei die Millionen von Opfern der Inquisition zu der „bösen Hexe“ aus dem Märchen und ihre Heilformeln zur „Narretei alter Weiber“.

1855 n. Chr.:

Der Mediziner, Philosoph und Querdenker Dr. Ernst Freiherr von Bibra veröffentlichte sein Werk „Die narkotischen Genussmittel und der Mensch“, in dem erstmals alle zu der Zeit schon bzw. noch bekannten psychoaktiven Drogen - die „Hexenmittel“ - ausführlich dargestellt wurden und löste damit eine bis heute noch andauernde Diskussion um das Für und Wider der Psychedelika aus.

1877 n. Chr.:

Letzte bekannte außereuropäische Hexenverbrennung in Mexiko.

1886 n. Chr.:

Der US-amerikanische Apotheker John Pemberton entwickelte aus Coca- und Cola-Extrakten die „Ur-Coca-Cola“, welche die noch verbliebenen „Hexenmittel“ Mohn (Opium), Hanf (Haschisch) und Wermut (Absinth) ergänzte. Dies gab der Pharmaindustrie Auftrieb.

1898 n. Chr.:

Die aufstrebende Pharmaindustrie hatte sich der „Hexenmittel“ bemächtigt, erlebte aber mangels Hagi-Kenntnissen immer wieder herbe Rückschläge: Die Elberfelder Farbenwerke brachten den synthetischen Opium-Abkömmling „Heroin“ als Hustenstiller auf den Markt. Es wurde der größte Medikamentenskandal in der Geschichte der Menschheit.

1904 n. Chr.:

Der Kokain-Anteil in Coca-Cola wurde aufgrund der Suchtgefahr verboten. Die Pharmaindustrie hatte ihren Riesenskandal. Coca als Pflanze hingegen (kaum suchterzeugend) ist bis heute in Südamerika eine Nahrungsergänzung und wird von den dortigen Schamanen rituell verwendet.

1923 n. Chr.:

Wermut in Form von Absinth wurde in Deutschland verboten. Von den alten „Hexenmitteln“ blieben damit nur noch Hanf und Opium übrig.

1925 n. Chr.:

Internationale Opiumkonferenz in Genf, wo mit sehr knapper Mehrheit weltweite Kontrollmaßnahmen eingeführt worden sind. Damit schied in Folge auch das Opium aus.

1937 n. Chr.:

Das von Harry Anslinger geleitete „US-Federal bureau of narcotics and dangerous drugs (FBNDD)“ setzte erste Hanf-Verbote in den USA durch. „Rein zufällig“ war Anslinger liiert mit dem Chemie- und Pharmariesen Du Pont sowie dem Wald- und Papierfabrik-Besitzer Hearst und mit deren Bankier Mellon. Die letzte verbliebene „Hexenpflanze“ bedurfte zum Wachsen aber keiner „chemischen Keule“ und machte als Papierrohstoff den Waldbesitzern Konkurrenz, war ergo in der Welt der genannten Großindustriellen denkbar unbeliebt. Sie drohte, das Geschäft kaputt zu machen. In Folge begann seitens einer US-Lobby die Ächtung des Hanfs. Nach gut 10000-jähriger, intensiver Verwendung wies die Kulturpflanze jetzt urplötzlich ein beachtliches Gefahrenpotenzial auf. Wirklich? Oder waren es doch nur die ganz profanen Wirtschaftsinteressen einiger Weniger, die einer weiteren Verwendung entgegen standen?

1941 n. Chr.:

Henry Ford stellte „das Auto, dass auf dem Acker wächst“ vor (ein Fahrzeug mit Karosserie auf Hanffaserbasis und

Hanföl als Treibstoff). Es drohte der Pharmaindustrie durch den Zusammenschluss von Automobil- und Hanfindustrie ein Riesenverlust, denn wo Jute und Baumwolle wachsen, da wächst auch Hanf - wenn er gebraucht wird, und zwar ohne „Chemiedusche“. Sie setzte alles daran, den Hanf auszurotten. Das begann mit nachweislich gefälschten (und auch heute noch aufgewärmten) Horrormeldungen zur vermeintlich schädlichen Wirkung von Hanf, zur vermeintlichen Suchtgefahr und führte über politischen Lobbyismus schließlich dahin, dass Hanf in die Illegalität abgedrängt werden konnte.

1943 n. Chr.:

In Deutschland wurde der Hanfanbau seitens der Regierung des „Dritten Reiches“ massiv gefördert. In der „Kleinen Hanffibel“ waren detaillierte Anbauhinweise enthalten. Aus Bayern ist bekannt, dass das Kraut dort regulär von allen Bevölkerungsschichten als Tabakersatz geraucht worden ist.

1945 n. Chr.:

Kriegsende und Hanf-Verbot in Deutschland auf Drängen der Alliierten. Damit war auch die letzte der alten „Hexenpflanzen“ nach Jahrtausende währendem Gebrauch offiziell beseitigt worden - zugunsten der Chemie- und Pharmaindustrie. Es waren jetzt nicht nur die Hagias und ihr altes Pflanzenwissen, sondern darüber hinaus sogar die Pflanzen selbst verschwunden. Es galt das Motto aller streng hierarchisch organisierten Kulturen: „Macht statt Erkenntnis“. Der Staat hatte den früheren Einfluss der Kirche gegen den Einfluss der Großindustrie eingetauscht. Who needs „Hagias“?

1998 n. Chr.:

Das Wermut-Produkt Absinth wird in Deutschland wieder erlaubt, hat aber mit seinem Vorfahren hinsichtlich der Wirkstoffe absolut gar nichts mehr zu tun. Auch rein chemische, grün gefärbte Gebräue können sich nun Absinth nennen.

Heute:

Die Heilberufe sind geordnet und ihre Ausübung ist per Gesetz reglementiert. Hinter allem steht die Lobby der Pharmaindustrie. Nicht schulmedizinische Berufe wie die des Homöopathen, des Chiropraktikers, des Krankengymnasten, des Masseurs usw. werden seitens der Schulmedizin zwar toleriert, aber (ungeachtet der Erfolge) doch eher belächelt. Daneben existiert ein von beiden Ebenen eher verachteter, zumindest aber belächelter und nicht ernst genommener (und hinsichtlich der Heilberufe rein rechtlich gesehen auch illegaler) Untergrund.

Neo-Hexen, Neo-Druiden und Neo-Schamanen bilden mit zahllosen Strömungen eine Subkultur. Naturreligiös geprägte, okkult-esoterische Glaubensrichtungen existieren wieder oder noch (Wicca, Feng Shui, Ayurveda u. a.), basieren jedoch auf im Grunde verlorenem Wissen und auf neuem Wissen, welches empirisch sowie durch verschiedene andere Glaubensrichtungen eingetragen worden ist. Dieses Wissen muss deswegen nicht zwangsläufig falsch sein. So genannte „Satanskulte“ schwimmen sektenartig auf dieser Welle mit.

Dann gibt es noch einige wenige, die versuchen, das verlorene Wissen wiederzuentdecken und heilend

einzusetzen. Diese Leute bleiben allerdings im allgemeinen im Hintergrund, zumal ihre Tätigkeit von der Gesellschaft nicht akzeptiert wird bzw. rein rechtlich gesehen sogar verboten ist (Stichwort Gesetzgebungen zu Heilberufen). Die Pharmaindustrie stellt sich als alleinig wissend dar und propagiert Monopräparate - völlig ignorant hinsichtlich zurückliegender Erfahrungen mit Kombinationspräparaten, wie sie bspw. noch bis 1980 Standard waren.

Pharmazeutische Pflanzenpräparate stehen im Ruf, wenig wirksam oder gar unwirksam zu sein. Aber ist da nicht vielleicht auch ganz zufällig eine gehörige Portion an Kommerz mit im Spiel? Wenn man eine konstante Wirkstoffmenge mit der Begründung, den Verbraucher vor Überdosierungen schützen zu wollen, auf zehn Pillen streckt, anstatt sie in einer einzigen, wirklich wirksamen Tablette unterzubringen, dann kann man schließlich auch ein zehnmal größeres Geschäft damit machen!

Erschwerend kommt noch hinzu, dass bestimmte Stoffe (bspw. Kakao oder Absinth) in ihrer aktuell üblichen Handelsform absolut gar nichts mehr mit dem Ursprungsstoff zu tun haben und folglich auch gänzlich anders wirken bzw. völlig wirkungslos sind. Dies bestärkt natürlich den uninformierten Verbraucher in seinem Vorurteil, dass nur die nicht überall frei erhältlichen Waren wirklich wirken und dass die „Kräuterey“ auf reinem Aberglauben beruht. Bei den selbst angesetzten Naturstoffen der „Kräuterey“ hingegen ist es einzig die Art der Zubereitung, die den Wirkstoffgehalt definiert.

Vergleicht man nun aber den Wirkstoffgehalt solch eines Ansatzes in einem selbstgebrauten Tee oder in einem selbst

angesetzten Kräuterbitter mit dem im offiziell gehandelten Phytopharmakon, dann weist der „Selbstgebraute“ i. d. R. wesentlich (!) höhere Wirkstoffmengen und mitunter auch eine andere Zusammensetzung als sein frei verkäufliches Medikamenten-Pendant auf. Doch der privat angefertigte Ansatz zählt ja zum belächelten „Hexenwissen“. Wen wundert's dann noch, dass ein Großteil der frei verkäuflichen Medikamente „irgendwie nicht richtig funktioniert“ und dass pflanzliche Mittel oftmals abgelehnt werden?

Die Aufgaben einer Hagazussa

Das Leben einer Hagazussa in der Zeit etwa um Christi Geburt dürfte von den ihr übertragenen Aufgaben bestimmt worden sein. Diese Aufgaben waren sehr vielfältiger Natur, so dass das Leben der Hagia bar jeder romantisch verklärten Vorstellung ein ziemlicher Full-Time-Knochenjob und die weise Kräuterfrau ein sehr wichtiges Mitglied der damaligen Gesellschaft gewesen sein muss. Hier ist mal (ohne Anspruch auf Vollständigkeit) eine kleine Auflistung dessen, was zu den Hauptaufgaben der weisen Frauen gezählt haben dürfte:

- Gartenarbeit im weitesten Sinne,
- Konservieren der Kräuter und Herstellung der Elixiere inklusive der dazu nötigen Hilfsstoffe,
- Bereitstellung von Pfeilgiften für Schlachten und für die Jagd,
- Bereitstellung von leistungssteigernden Mitteln („Dopingmitteln“) für Schlachten und für Feste,
- Medizinische Versorgung der Bevölkerung und Rituale,
- Entwicklungsarbeiten und beständiges Lernen,
- Maßgebliche Mitarbeit bei den religiösen Festen,
- Weissagung und Zukunftsdeutung (Divination),
- Ausbildung von Nachfolgern,
- Sorge für den eigenen Lebensunterhalt.

Nachfolgend wird jeder dieser Aufgabenbereiche näher erläutert, damit man eine ungefähre Vorstellung vom Aufgabenumfang der Hagia erhält.

Gartenarbeit im weitesten Sinne:

Die Hagia lebte im Hag, also häufig fernab von Ansiedlungen. Der Hag verfügt nur über kargen, nährstoffarmen, steinigen und allzuoft auch relativ trockenen Boden. Dieser Boden weist eine starke Drainage auf und speichert Wasser daher eher schlecht. Die Wasserversorgung eines solchen Bodens muss folglich durch manuelle Arbeit zumindest in Trockenzeiten sichergestellt werden.

Es ist genau der Boden, welchen die von der Hagia gesammelten und verarbeiteten Kräuter benötigen. Diese Kräuter können (wie bspw. Johanniskraut, Tollkirsche, Eisenhut, Alraune, Pestwurz, Mutterkorn, Kalmus, Wermut u. a.) mehrjährig oder auch nur ein- bis zweijährig (wie bspw. Hanf, Bilsen, Schlafmohn etc.) sein. Im Falle der ein- und zweijährigen Pflanzen bedeutete das, dass im Frühjahr ein Neuanbau erfolgen musste und dass nach der Ernte im allgemeinen eine Bodenbearbeitung fällig war. Wer selbst einmal aktiv Gartenarbeit betrieben hat, der kann vielleicht nachvollziehen, mit welcher körperlichen Anstrengung dies gerade bei steinigem Boden verbunden ist.

Hinzu kommt, dass sich nicht jedes Kraut auch mit jedem anderen verträgt (Beispiel Wermut). Unverträgliche Kräuter mussten daher separat gepflanzt werden, was zur Verhinderung von Erosion die Anlage von zumindest primitiv eingefassten Beeten erforderte, weil der Regen andernfalls die karge Krume fortgewaschen hätte. Steine dafür mussten gesammelt und gesetzt, die Pflanzen durch Aussaat, Stecklingsvermehrung usw. zum Ausschlagen gebracht werden. Die Hagia musste über die betreffenden gärtnerisch-floristischen Fähigkeiten verfügen.

Doch auch die mehrjährigen Pflanzen verlangten nach viel Arbeit. Im günstigsten Falle wuchsen sie zwar ohne menschliches Zutun wild in der freien Natur, doch bedurfte es sicherlich aller Hexenhände voll zu tun, um in ihren Besitz zu gelangen: Ausgedehnte Wanderungen, Durchstreifen von Wäldern, Wiesen und Feldern, Suche nach bestimmten Pilzen im dornigen Unterholz usw. Bei der Pestwurz bspw. war es unerlässlich, den exakten Wuchsort der Pflanze schon im Sommer oder Herbst unverkennbar zu markieren, um die benötigte Wurzel dann vor Beginn des Frühjahres (wenn von der Pflanze absolut nichts mehr bzw. noch gar nichts zu sehen war) ausgraben zu können.

Auch war es die alleinige Sachkenntnis der Hagia, zu entscheiden, welche Pflanzenteile wann zu sammeln waren und wieviele davon gesammelt werden durften, ohne die Pflanze umzubringen - denn schließlich würde sie ja im folgenden Jahr wieder benötigt werden. Die Kräuter für die Hexenapotheke (meinen eigenen Recherchen zufolge müssen es über das Jahr verteilt und ohne regionale Berücksichtigung an die Fünfhundert gewesen sein!) kamen folglich nicht von allein zur Hagia und die Beschaffung war mühsam und zeit- sowie arbeitsaufwendig!

Bei der Ernte konnte die Hagia nicht auf kalendarische Angaben zurückgreifen, denn einen Kalender im heutigen Sinne gab es (noch) nicht. Sie war daher gezwungen, andere unverwechselbare Zeitmarken zu Rate zu ziehen - wie bspw. das Pflücken des Johanniskrautes in der Mittsommernacht oder am Tag danach zur Mittagszeit (damit kein Schimmel begünstigender Tau auf der Pflanze war). Vollmond und andere markante astronomische Faktoren werden daher

maßgeblich für das Sammeln gewesen sein. Sie musste diese Zeitmarken auswendig lernen. Waren die Kräuter erst einmal geerntet und zur Behausung transportiert worden, dann ging die Arbeit aber eigentlich erst richtig los.

Konservieren der Kräuter und Herstellung der Elixiere inklusive der dazu nötigen Hilfsstoffe:

Geerntete Pflanzen verderben u. U. recht schnell. Wer das einmal ausprobieren will, der lasse einfach Erd- oder Himbeeren bei normaler Temperatur stehen. Am nächsten, spätestens aber am übernächsten Tag haben die Schimmel angesetzt und können nur noch weggeworfen werden. Bei den geernteten Kräutern ist es nicht viel anders, auch wenn die vielleicht länger brauchen, um zu verderben.

Die Kräuter mussten schnellstmöglich auf geeignete Art und Weise getrocknet werden, was meist hängend mit den Blüten nach unten geschah (um einen zur Schimmelbildung führenden Wasserstau in den dickeren Pflanzenteilen zu vermeiden). Ein hinreichender Abstand zwischen verschiedenen Pflanzen war einzuhalten, um eine Aromavermischung auszuschließen. Die Art der Pflanze war ohne die Möglichkeit, eine Schrift verwenden zu können, eindeutig und unverwechselbar zu kennzeichnen.

Die Trocknung selbst bedurfte eines gut durchlüfteten, warmen (aber nicht zu warmen) Raumes ohne Licht, da Licht und Hitze die meisten Wirkstoffe schnell zerstören. Alte und neue Ernte mussten strikt voneinander getrennt gehalten werden, weil sich die Wirkstoffe i. d. R. (und je nach Pflanze) binnen ein oder zwei Jahren auf natürliche Weise abbauten. Vorkehrungen gegen Schädlinge waren zu

treffen und Saatgut für die nächste Saison musste separiert werden. Gegen Schädlinge in Form von Ratten und Mäusen halfen Katzen - diese waren daher später im Mittelalter als „Hexentiere“ verschrien (stammt von daher vielleicht das Bild der „alten Hexe mit der Katze auf der Schulter“?). Wurzeln waren zu reinigen, in Scheiben zu schneiden, aufzufädeln und zum Trocknen aufzuhängen.

Aber beileibe nicht alle Pflanzen vertragen eine Konservierung durch Trocknung. Nicht oder nur schwer konservierbare Pflanzen wie bspw. der als Dopingmittel verbreitet eingesetzte Fliegenpilz mussten eingelegt werden oder aber ihre Wirkstoffe bedurften unmittelbar der Extraktion. Die einfachste Art der Extraktion ist das Kochen in Wasser (d. h. die Herstellung eines Tees im weitesten Sinne), wobei häufig eine mehr oder weniger verdünnte Lösung entsteht. Diese musste - um wirksam und um handhabbar zu sein - ggf. durch Einkochen aufkonzentriert werden.

Nun sind natürlich längst nicht alle Wirkstoffe auch wasserlöslich. An dieser Stelle kommt der Alkohol als Extraktionsmittel ins Spiel. Schon den alten Germanen war die alkoholische Gärung, das Brauen von Met, bekannt. Met ist ein Hefe-basierender Honigwein. Weinhefe stirbt bei einem Alkoholgehalt von 16 Vol.-% ab. Im genannten Zeitraum dürfte der Hagia daher zumindest 16%iger Alkohol als Extraktionsmittel zur Verfügung gestanden haben, möglicherweise auch höher konzentrierter Alkohol. Es ist nämlich ein weit verbreiteter Irrglaube, dass man zur Alkoholdestillation eine entsprechende und aufwendige Apparatur benötigt. Ein beliebiger Kochtopf mit Deckel und seitlich wegführendem Deckelauslaß am höchsten Punkt tun

es im Grunde auch. Wenn die Hagazussa daher gezwungen war, einen Pflanzenwirkstoff alkoholisch zu extrahieren, dann musste sie wahrscheinlich den dazu erforderlichen Alkohol auch selbst herstellen. Der Alkohol eignete sich daneben aber insbesondere auch noch als Mittel zum Konservieren durch Einlegen, speziell für Pilze wie den Fliegenpilz, den Birkenporling (der sich als psychoaktives und kreativitätssteigerndes Mittel bereits in Ötzi's Taschen finden ließ), den Böhmisches Kahlkopf, den Gezonten Düngring (beides „Psilos“, auch als „Zauberpilze“ bekannt) u. a. Ein weiteres Extraktionsmittel dürfte Essig gewesen sein, da Essigsäure im Rahmen der alkoholischen Gärung automatisch entsteht, sobald Luft zu dem Gärgut hinzutritt.

Bereitstellung von Pfeilgiften für Schlachten und für die Jagd:

Pflanzen wie u. a. Bilsen oder Eisenhut beinhalten extrem wirksame Alkaloide. Diese Stoffe sind in schon beinahe homöopathischen Dosierungen, also in Winzigstmengen, physiologisch hochgradig aktiv. In den Schlachten, in welchen es darum ging, den Gegner zu dezimieren, waren solche Stoffe ein wichtiges Kriegsinstrument. Traf ein Pfeil einen Gegner nicht richtig, sondern vielleicht nur in Form eines Streifschusses, dann konnte dieser Gegner weiterkämpfen. Befand sich an der Pfeilspitze aber die besagte Winzigmenge des hochwirksamen Alkaloids, dann ließ sich mit diesem Giftpfeil ein Gegner mit einem Streifschuß genauso außer Gefecht setzen wie mit einem Volltreffer. Alles, was es dazu brauchte, war eine Mischung von Honig oder Tierfett mit Bilsen-Extrakt (Hauptwirkstoff Scopolamin, für Erwachsene giftig ab ca. 700 µg und tödlich

ab ca. 14 mg, dabei hautgänglich) oder/ und mit Eisenhut-Extrakt (Hauptwirkstoff Aconitin, für Erwachsene tödlich ab ca. 35 mg), doch auch die Eibe (*Taxus baccata*) wurde verwendet.

Mit einer solchen Mischung strich man die Pfeilspitzen ein. Auch zur Jagd waren derartige Giftpfeile äußerst wertvoll. Wer - wenn nicht die Hagia, zumal in erster Line sie diese Pflanzen für Flugsalben bei Festivitäten ohnehin einsetzte - sollte die Gifte geliefert haben? Das Wissen der Hagia konnte damit schlachtenentscheidend sein und auch der Jagderfolg (und damit Versorgung und Wohlergehen des Stammes) hing von ihrem Können ab! Und wer außer der Hagia hätte um die Hautgängigkeit der Gifte und damit um die bei der Herstellung anzuwendenden Schutzmaßnahmen wissen können? Man kann die Bereitstellung von Pfeilgiften durchaus als Ursache dafür werten, dass bei den Kelten die Frauen die Männer in den Schlachten begleiten durften und auch das im Vergleich zu anderen Völkern höhere Ansehen der Frauen erklärt sich auf diese Weise.

Bereitstellung von leistungssteigernden Mitteln („Dopingmitteln“) für Schlachten und für Feste:

Doping ist keine Erfindung des modernen Hochleistungssports. Schon in vorchristlicher Zeit war der Gebrauch von leistungssteigernden Mitteln weltweit verbreitet - auch in Europa. Ausgrabungen zeigten, dass die Neandertaler bereits vor 60000 Jahren Pflanzen mit entsprechender Wirkungscharakteristik als Grabbeigaben ihren Toten mit auf den letzten Weg gaben. Typisch europäische „Doping“-Mittel früherer Zeiten waren bspw. der Fliegenpilz und die Meerträubel-Arten, heute vielleicht

besser bekannt unter dem Begriff „Mormonentee“. Der Fliegenpilz gilt heute gemeinhin als giftig. Tatsächlich jedoch ist das nur eine Frage der Dosierung und auf das Gewicht bezogen ist er deutlich ungiftiger als die allerorten zu Gewürzzwecken in den Küchen eingesetzte Muskatnuss: 4 bis 10 mittelgroße Pilze sind giftig bis tödlich. Zum Vergleich: Zwei (Kinder) bis zehn (Erwachsene) Muskatnüsse töten auch. Schwächer dosiert dient der Pilz als Aphrodisiakum, als leistungssteigerndes Mittel gegen Erschöpfung und als Halluzinogen.

Bei der Verwendung als Halluzinogen neigt der Konsument mitunter zu Tobsuchtsanfällen, durch die Berserker-Kräfte erreicht werden können, auch wird u. U. schmerzempfindlicher. In einer Schlacht, 2 bis 3 Stunden nach der Einnahme, wütete der Betreffende dann wahrscheinlich auch wie ein Berserker. Dieser Gebrauch des Fliegenpilzes ist den sibirischen Schamanen schon seit Jahrtausenden bekannt und reicht bis in die Steinzeit zurück - wie konnte er dann den Hagias unbekannt sein?

Meerträubel oder Ephedrakraut kommt in zahlreichen Unterarten überall in den gemäßigten Zonen vor. Seine Gesamtalkaloide setzen sich typischerweise aus 75 % Ephedrin und dem Rest an Nebenalkaloiden in Form von Ephedrinderivaten zusammen. Abhängig von der Dosis kann die Wirkung sehr lang sein - der Betreffende ist aufgepeitscht, zu Höchstleistungen fähig, verspürt keinen Hunger und benötigt während der Wirkungsdauer keinen Schlaf. Auch das war im Kampf ebenso von Vorteil wie bei mehrtägigen Festivitäten. Meerträubel wurde als Stimulanz bereits von den Neandertalern benutzt und ist noch heute als Appetitzügler eine beliebte Komponente in

Schlankheitspillen, wird aber auch missbräuchlich als Bestandteil des „Herbal XTC“ bzw. „Herbal Ecstasy“ eingesetzt. Auch hinsichtlich der leistungssteigernden Mittel erwies sich das Wissen der Hagia daher u. U. als schlachtenentscheidend.

Medizinische Versorgung der Bevölkerung und Rituale:

Ärztliche Versorgung ist eine Errungenschaft der Neuzeit. Um Christi Geburt herum und im keltogermanischen Lebensraum gab es noch keine Ärzte, jedenfalls nicht im heutigen Sinne. Die Aufgabe der medizinischen Versorgung - inklusive Hebammentätigkeit - fiel der Hagia zu. So vielfältig wie die Krankheiten der Menschen müssen auch die Gegenmittel der Hagia gewesen sein - hier ein kleiner Auszug der vielleicht am häufigsten eingesetzten Mittel, welche – wie archäologische Funde zeigten - nicht nur pflanzlichen Ursprungs waren:

Propolis, Bilsen, Johanniskraut, Pestwurz, Silber und Marienblatt bzw. Frauenminze zur Wundheilung, wobei Wunden nicht nur von Kämpfen, sondern auch von Verletzungen und von Raubtierangriffen herrühren konnten; schließlich waren Wolf, Bär und Luchs ja noch weit verbreitet. Kleines Habichtskraut, Johanniskraut, Augentrost, Pestwurz, Marienblatt, Schlafmohn, Kalmus, Beifuß und Wermut gegen Magen-Darm-Beschwerden, denn hygienisch einwandfreie Nahrung dürfte zu der Zeit eher die Ausnahme dargestellt haben. Hanf und Schlafmohn als Schmerzmittel, denn je weniger Schmerzen ein Erkrankter hat, desto besser kommen seine (rituell beeinflussbaren) Selbstheilungskräfte zum Zuge. Meerträubel, Augentrost, Pestwurz, Rote Wegschnecken und Wermut gegen

Erkältungskrankheiten, denn die sind nicht nur heute, sondern waren sehr wahrscheinlich auch bereits in früheren Zeiten allgegenwärtig. Kalmus gegen Erfrierungen, denn diese Art von Erkrankung dürfte mangels gut isolierter, beheizter Wohnungen früher häufiger aufgetreten sein. Johanniskraut, Marienblatt, Mutterkorn und Kalmus gegen Kopfschmerz. Propolis, Petersilie und Wermut gegen Zahnschmerzen.

Dies sind nur einige wenige Beispiele für häufigere Erkrankungen und der Mittel dagegen. Hinzu kommen die vielleicht seltener benötigten Mittel wie z. B. Liebstöckel gegen Wassereinlagerungen, Hauhechel bei Harnwegsleiden, Heidekraut und Ameisen bei Gicht und Rheuma u. v. m. Zusätzlich kann es nur die Hagia gewesen sein, welche frauenspezifisch Menstruationsbeschwerden zu behandeln vermochte, welche mit den geeigneten Mitteln die Geburt erleichterte (z. B. die Weheneinleitung durch Mutterkorn oder Wermut) und welche andererseits mit Abtreibungsmitteln (Abortiva) dafür sorgte, dass unerwünschte Kinder gar nicht erst ausgetragen wurden (bspw. durch Tränke von Petersiliensaat, Mutterkorn und Wermut).

Auch dürfte die Hagia die Ansprechpartnerin schlechthin gewesen sein, wenn es um wirksame „Liebeszauber“, sprich um Aphrodisiaka, ging. Tropanalkaloidhaltige Salben aus Bilsen oder Gebräue aus Tollkirsche, Kardamon, Meerträubel, Gifflattich, Alraune etc. waren ihr Metier. Die Stärke der Zubereitung, die Zubereitungsart und die Form der Anwendung (Tee, Salbe, Umschlag, inhaliertes Dampf, Räucherung usw.) bestimmten, was wie wirkte. Die Hagia musste über alle diese Kenntnisse verfügen. Dabei stand ihr

eine z. T. gänzlich andere Palette an Pflanzen zur Verfügung, als dies heute der Fall ist.

Bilsen und Alraune (beide vom Aussterben bedroht) oder Hanf und Schlafmohn (beide heute illegal, obgleich bis ins 19. Jahrhundert hinein noch volksmedizinisch empfohlen) dürften zu ihren Standardmitteln gehört haben. Neo-Hexen verwenden als Ersatz für Bilsen oder Alraune heute mitunter Stechapfel (bzw. Engelstropfete) und die Rolle von Hanf und Schlafmohn haben - teilweise jedenfalls - die in den Gartenabteilungen von Baumärkten erhältlichen Trichterwinden (Kaiserwinde u. ä., Ipomoea-Arten) und Zauberkakteen (Peyote, Asselkaktus, Achuma, Mammillaria) übernommen.

Natürlich wird es auch Fälle gegeben haben, in denen die Fähigkeiten der Hagazussa überfordert waren. Sie war dann gezwungen, auf die Selbstheilungskräfte des Erkrankten zu setzen, indem sie ihn mit Hilfe des Placebo-Effektes konditionierte - was durch rituelle Beschwörungen und Zaubersprüche geschah und wahrscheinlich durch Halluzinogene unterstützt wurde. Heute erfüllt die Entspannungstechnik des „Autogenen Trainings“ einen ähnlichen Zweck.

Entwicklungsarbeiten und beständiges Lernen:

Durch die regionalen geographischen Gegebenheiten bedingt standen der Hagia im Einzelfall vielleicht nicht besonders viele Naturstoffe zur Verfügung. Sie musste dann versuchen, aus dem, was sie hatte, das Beste zu machen. Dazu waren neue Rezepturen mit unterschiedlichen Zusammensetzungen und mit unterschiedlichen

Konzentrationen (in Summe ebenso wie in Bezug auf die Einzelkomponenten) erforderlich. Auch bedurfte es mit Sicherheit zahlreicher Versuche um festzustellen, wann welches geerntete Pflanzenteil mit welcher Konservierungsmethode am wirksamsten war. Kurzum: Die Hagia leistete pharmazeutische Entwicklungsarbeit und war im Grunde genommen eine frühe, empirisch arbeitende Art von Naturwissenschaftlerin.

Praktische Versuche zeigten, dass derartige Entwicklungsarbeiten durchaus realistisch und auch heute noch durchführbar sind. So ist es bspw. durchaus möglich, aus „harmlosen Küchengewürzen“ wie Petersilie, Muskatnuss, Beifuß und Estragon mit der geeigneten Vorgehensweise einen recht kräftigen, psychoaktiven Trank zu brauen. Entsprechende Entwicklungsarbeiten einer Hagia waren an sich schon eine sehr bemerkenswerte Leistung. Der Umfang dieser Leistung ist jedoch nur noch geradezu schemenhaft zu errahnen, wenn man sich einmal vor Augen hält, dass es keine Schriftsprache gab. Die Hagia hatte keine Möglichkeit, etwas niederzuschreiben oder nachzuschlagen.

Ein „Buch der Schatten“, wie es heute von den Neo-Hexen geführt wird, gab es nicht, denn es gab keine Schriftsprache! Welche Möglichkeiten aber standen der Hagia stattdessen zur Verfügung? Sicherlich das Malen von Bildern. Aber darüber hinaus? Die Antwort ist höchst einfach - sie lernte alles auswendig, ausnahmslos. Es begann wahrscheinlich irgendwann einmal mit einfachen Hexengedichten als Vorstufe von Zaubersprüchen. Nehmen wir mal ein einfaches, fiktives Beispiel - ein Hagebuttentee regt den Stoffwechsel an und schützt dadurch vor allen möglichen Infekten. Seine Herstellung stellte daher einen

„Schutzzauber“ dar. Um sich zu merken, welches Mittel dazu benötigt wurde, sagte die Hagazussa vielleicht „Wie eine Mauer ist mein Schutz, die Hagebutte sei mein Schild, allen Widernissen zum Trutz, wenn dieser Trank hier schmecket mild“ o. ä. Was sich reimte, das prägte sich besser ein, das wurde zum Zauberspruch.

Viele Kräuter - viele Zaubersprüche. Ein weiteres, jedoch reales und sehr viel umfangreicheres Beispiel dieser Art ist der überlieferte Neun-Kräuter-Segen (publiziert in „Krapp, G. Ph / van Kirk Dobbie, E. 1931ff. The Anglo-Saxon Poetic Records 'ASPR'. 6 Bde. London, New York.“). Hier seine hochdeutsche Übersetzung:

Erinnere dich, Beifuss, was du verkündet hast,
was du bekräftigt hast bei der grossen Verkündung.

„Una“ heisst du, ältestes Kraut.

Du hast Macht für 3 und gegen 30,

du hast Macht gegen Gift und gegen Ansteckung,

du hast Macht gegen das Übel, das über Land fährt.

Und du, Wegerich, der Kräuter Mutter,

nach Osten geöffnet, im Innern mächtig;

über dir knarrten Wagen, über dir weinten Frauen,

über dir schrieten Bräute, über dir schnaubten Stiere.

Allen hast du widerstanden, und dich widersetzt;

ebenso widerstehe dem Gift und der Ansteckung

und dem Übel, das über Land fährt.

Lammkresse heisst dieses Kraut, es wuchs auf dem Stein;

es steht gegen Gift, es widersetzt sich dem Schmerz.

„Stark“ heisst es, es widersetzt sich dem Gift,

es verjagt den Feind, wirft das Gift hinaus.

Dies ist das Kraut, das gegen die Schlange focht,

dies hat Macht gegen Gift, es hat Macht gegen Ansteckung,

es hat Macht gegen das Übel, das über Land fährt.
Vertreibe du nun, Heilziest, das kleinere Kraut das grössere
Gift,
das grössere Kraut das kleinere Gift, bis er von beiden
genest.
Erinnere dich, Kamille, was du verkündet hast,
was du entgegnet hast bei der Erschaffung;
dass niemals jemand durch Ansteckung das Leben verliere,
nachdem man ihm Kamille zur Speise bereitet habe.
Dies ist das Kraut, das Nessel heisst;
das entsandte der Seehund über dem Rücken der See
zur Hilfe gegen die Bosheit von einem anderen Gift.
Es steht gegen Schmerz, widersetzt sich dem Gift,
es hat Macht gegen 3 und gegen 30,
gegen die Hand des Feindes und gegen unheilvolle
Machenschaften,
und gegen Behexung gemeiner Wesen.
Dort sprach der Apfel gegen das Gift,
Kerbel und Fenchel, zwei sehr mächtige,
diese Kräuter schuf der weise Wodan,
der Heilige im Himmel, als er hing;
setze und sandte sie in 7 Welten
den Armen und Reichen, allen zur Hilfe.
Diese 9 haben Macht gegen neun Gifte.
Eine Schlange kam gekrochen, zerriss einen Menschen;
da nahm Wodan 9 Ruhmeszweige,
erschlug da die Natter, dass sie in 9 Stücke zerbarst.
dass sie niemals mehr ins Haus kriechen wollte.
Nun haben diese 9 Kräuter Macht gegen neun böse Geister,
gegen 9 Gifte und gegen neun ansteckende Krankheiten,
gegen das rote Gift, gegen das stinkende Gift,
gegen das weisse Gift, gegen das purpurne Gift,
gegen das gelbe Gift, gegen das grüne Gift,

gegen das bleiche Gift, gegen das blaue Gift,
gegen das braune Gift, gegen das karminrote Gift,
gegen Schlangenblättern, gegen Wasserblättern,
gegen Dornblättern, gegen Distelblättern,
gegen Eisblättern, gegen Giftblättern,
wenn irgendein Gift kommt von Osten geflogen,
oder irgendeins von Norden kommt,
oder irgendeins von Westen über die Menschheit.

Er stand über Krankheit jeder Art.

Ich allein weiss ein rinnendes Wasser

wo da neun Nattern nahe bewachen;

mögen alle Kräuter nun von ihren Wurzeln aufspringen,

die Seen sich öffnen, all das Salzwasser,

wenn ich dieses Gift von dir blase.

Beifuss, Wegerich die nach Osten offen ist, Lammkresse,

Heilziest, Kamille, Nessel, Wildapfel, Kerbel und Fenchel,

alte Seife. Stosse die Kräuter zu Staub, menge sie mit der

Seife und mit dem Saft des Apfels. Mache einen Brei aus
Wasser

und aus Asche, nimm Fenchel, koche in dem Brei und
erwärme mit

Ei-Gemisch, wenn er die Salbe aufzut, sowohl vorher als
nachher. Singe

diesen Zauberspruch über jedem dieser Kräuter, 3 mal bevor
sie bearbeitet und

über den Apfel ebenso; und singe dann dem Mann in den
Mund und

in beide Ohren und auf die Wunde den gleichen
Zauberspruch, bevor er

die Salbe aufzut.

Vom Umfang her drängen sich hier schon Assoziationen mit
den alten nordischen Sagas auf. Geht man die

Kräuterbeschwörung einmal Stück für Stück durch, dann findet man als Bestandteile einer Wund- und Heilsalbe Beifuss, Wegerich, Lammkresse (Schäumkraut), Heilziest, Kamille, Nessel, Wildapfel, Kerbel und Fenchel - eine ausgewogene Mischung, welche gegen Schwäche, Hautinfektionen sowie krampflindernd und tonisierend wirkt. Doch damit noch nicht genug. Die komplette Arbeitsvorschrift zur Herstellung ist in der Beschwörung ebenfalls enthalten. Ferner wird gesagt, wogegen die Salbe hilft: Schlangenblättern (Kreuzotternbisse), Distelblättern (Hautverletzungen), Eisblättern (Erfrierungen) usw.

Obendrein werden anfangs noch Fundorte für einzelne Kräuter (Wegerich, Lammkresse) genannt und die bei der Salbenherstellung zu beachtenden Zeiträume werden mangels eines Messinstrumentes (Uhr) mit dem Satz „Singe diesen Zauberspruch über jedem dieser Kräuter, 3 mal bevor sie bearbeitet..“ vorgegeben. Alle diese Informationen mangels einer Schriftsprache gezwungenermaßen in eine Gedicht-artige Form zu bringen, ist ganz unzweifelhaft eine Meisterleistung! Da sich das Wissen der Hagia jedoch mit Sicherheit nicht nur auf die Kräuterbeschwörung beschränkte, muss ihr Gedächtnis geradezu phänomenal gewesen sein und ihre Künste erforderten garantiert ein beständiges intensives und lebenslanges Lernen!

Maßgebliche Mitarbeit bei den religiösen Festen:

Es gab - wie bereits im Rahmen der Zeittafel erwähnt worden ist - im keltisch-germanischen Glaubensraum ein großes Maß an Festivitäten. Zu nennen sind zunächst einmal die acht (großen) alten Jahresfeste, auch „Hexenfeiertage“ genannt, als da waren: Lichtmess (Hexeninitiation),

Frühlingstagundnachtgleiche (Ostara bzw. Alban Eiller), Walpurgisnacht (Beltane), Sommersonnenwende (Epipis), Lammas (Lugnasad), Hexenerntedank (Herbsttag- und Nachtgleiche, Mabon), Samhain (Hexenneujahr) und Wintersonnenwende (Yule). Hinzu kamen noch eine ganze Reihe von weniger bedeutsamen Festen, so dass sich vervollständigt folgende Liste ergibt:

Wassersegnung (6.1.), Carmentalia (11.1.), Lichtmess (2.2.), Ostara (20.3.), Quinquatria (21.3.), Esotara (30.3.), Flora (28.4.), Beltane oder Walpurgisnacht (30.4.-1.5.), Epipis (1.6.), Vestalia (7.6.), Eponas (13.6.), Litha (21.6.), Mütterfest (2.7.), Nonae Caprotinae (7.7.), Isis (17.7.), Lugnasad-Lammas (2.8.), Diana (13.8.), Consualia (21.8.), Geburt (8.9.), Mabon (23.9.), Weidentag (27.9.), Luftgeister (24.10.), Hathor (26.10.), Halloween (31.10.), Samhain (1.11.), Hekate (16.11.), Belisama (13.12.), Consualia (15.12.), Opalia (19.12.), Yule (21.12.), Narrenfest (23.12.).

Die wenigen alten Überlieferungen dieser 31 Feste (das ist im Durchschnitt alle anderthalb Wochen ein Fest!) sprechen durchweg davon, dass psychoaktiv wirkende Mittel ganz massiv zum Einsatz gekommen sind - Feste ohne die Rauschmittel (welche dazu dienten, „mit den Geistern in Kontakt“ zu treten) waren einfach undenkbar. Die betreffenden, Pflanzen-basierenden Mittel wurden seitens der Hagia her- und zur Verfügung gestellt. Es soll hier allerdings nicht auf die Bedeutung einzelner Festivitäten eingegangen (wer sich dafür interessiert, der sei auf die Quellenangaben, insbesondere das Internet betreffend, verwiesen), sondern vielmehr exemplarisch dargestellt werden, wie so ein Fest abgelaufen sein könnte.

Als Beispiel sei die Art von Beltane genannt, die bis ins Mittelalter hinein gepflegt und von unterschiedlichen Stellen beschrieben worden ist. Danach war Beltane ein Fest, welches dazu diente, die Götter um eine gute Ernte im nächsten Sommer zu bitten. Traditionell gelangten hierbei Solanazeen-Drogen zur Anwendung. Einige dieser Rezepte sind überliefert, u. a. von Hieronymus Cardanus: 4 Teile *Lolium temulentum* (Taumellolch; Wirkstoffe Neurotoxine - Wirkungsverstärker -), 4 Teile *Hyoscyamus niger* (Bilsenkraut; Wirkstoffe Tropanalkaloide - Halluzinogen -), 4 Teile *Conium maculatum* (gefleckter Schierling; Wirkstoff Coniin - verstärkt die Sensibilität der Haut -); 4 Teile *Papaver rhoeas* (Klatschmohn; Wirkstoffe: organische Cyanide - wirkt mild beruhigend -), 4 Teile *Lactuca virosa* (Gifflattich; Wirkstoff Lactucin - fördert die Hautresorption und ist euphorisierend -), 4 Teile *Portulaca* (Burzelkraut; Wirkstoff unbekannt - reizlinderndes Gewürz -), 4 Teile *Atropa belladonna* (Tollkirsche; Wirkstoffe Tropanalkaloide - erotisierendes Halluzinogen -) werden miteinander vermengt. Zu 31,1 g (= 1 Unze) dieser öligen Schmiere wird die gleiche Menge an Opium (Halluzinogen und Schmerzmittel, Wirkstoff Morphin) beigemischt - dies verdünnt gleichzeitig auch die hochdosierten Tropanalkaloide. Die Menge von 1,3 g (= 1 Skrupel) dieser Salbe, aufgestrichen auf die Haut, garantiert eine zweitägige, halluzinogene Reise. Typische Applikationsorte waren der Solar plexus, die Innenseiten der Schenkel, der Halsansatz, die Arm- und Kniekehlen, die Schläfen, das Genital, die Stirn sowie die Handflächen und die Fußsohlen.

Die überlieferten Schilderungen besagen, dass man die Salben sehr dünn aufstrich, schätzungsweise eine Viertel bis halbe Stunde einwirken ließ und dann abwusch (sofern das

angesichts ihrer Fett- bzw. Ölgrundlage überhaupt möglich war!). Dies betraf normalerweise alle Frauen eines Stammes und die Hagia stellte die betreffenden „Flugsalben“ oder „Hexensalben“ her - in der benötigten Menge für alle. Die Substanzen wirkten hierbei auf dem Wege der Diffusion durch die Haut hindurch, wodurch sich die Teilnehmer des Festes in einen Rausch versetzten. Im Verlauf der Festivität sollen die berauschten Frauen dann rituell mit Besen um die Felder herumgetanzt sein (der heutige Brauch des „Tanz in den Mai“ leitet sich davon ab). In den halluzinogenen Träumen kam es - typisch für die psychoaktive Wirkung des Scopolamins - immer wieder zu imaginären Flugerfahrungen („die Hexen fliegen auf den Besen“). Ferner wird berichtet, dass die berauschten Frauen im fortgeschrittenen Zustand den Besenstiel verwendet haben sollen, um die Vagina mit Spuren der Salbe einzustreichen. Da Scopolamin die weibliche Libido bis hin zur Nymphomanie zu verstärken vermag, waren derartige (später in den Augen der Kirche illegale, weil heidnische und gegen das Triebverzichtsgesetz verstossende) Feste auch entsprechend ausschweifend.

Insbesondere in Kombination mit Atropin (dem Wirkstoff der Tollkirsche) treten im Rausch Hautparästhesien auf, welche das Gefühl des Wachsens von Federn oder von Fell vermitteln können („die Hexen verwandeln sich in Tiere“). Es kann nur Sache der Hagia gewesen sein, die betreffenden Zubereitungen in der benötigten Menge zur Verfügung zu stellen und ihre Anwendung bzw. Dosierung zu überwachen - denn Überdosierung führt(e) unweigerlich zum Tod. Als Nebeneffekt dürfte es ihr mit derartigen Festivitäten auch nicht besonders schwer gefallen sein, die Glaubensgemeinschaft beisammen zu halten. An dieser Stelle sei allerdings nochmals eine ausdrückliche Warnung

angebracht: Die Solanazeen-Drogen sind außerordentlich stark! Es empfiehlt sich keinesfalls, damit irgendwelche Experimente anzustellen! Im Internet trifft man in der einschlägigen Neoschamanen-Neohexen-Psychonauten-Szene immer wieder auf angebliche, überlieferte Rezepte. Diese sind durchweg sehr kritisch zu betrachten.

Als typisches Beispiel eines solchen Rezeptes sei ein „Flugtrank“ angeführt, von welchem 1 Tropfen einen Erwachsenen für 1h im Schlaf reisen lässt: „Vermische Samen der Tollgerste (*Lolium annuum*), Wolfsbeere bzw. Tollkirsche (*Atropa belladonna*), Bilsenkraut (*Hyoscyamus niger*), Wasserschierling (*Cicuta venosa*), Schlafmohn (*Papaver somniferum*), Alraune (*Mandragora officinarum*), Seerose (*Nymphaea alba*).“ Soweit das Original. Aber: Trank - wieviel Flüssigkeit? Welche Flüssigkeit? Wieviele Samen? In welchem Verhältnis? Ohne exakte Angaben werden derartige Rezepte mit hochtoxischen Pflanzen zum lebensgefährlichen Glücksspiel, zum „Russischen Roulette“.

Weissagung und Zukunftsdeutung (Divination):

Der Wunsch, die Zukunft zu kennen, um aus diesem Wissen Profit ziehen zu können, ist wohl so alt wie die Menschheit selbst. Entsprechend gab es in allen Kulturen immer schon „Orakel“ und „Seher“ bzw. „Seherinnen“, welche die Zukunft weissagten. Nun ist unser Universum quantenphysikalisch betrachtet aber ein gigantisches Gebilde, welches letztendlich dem Zweck dient, Informationen zu generieren. Wäre die Zukunft erkennbar, dann wäre auch alles vorherbestimmt und dann gäbe es diese Informationen bereits. Ergo würde es unseres Universums nicht bedürfen und es würde nicht existieren. Die Tatsache,

dass wir jedoch da sind, belegt folglich bereits, dass eine Zukunftsvorhersage nicht möglich ist.

Das Einzige, was man tun kann, ist das Prognostizieren gegenwärtiger Trends auf die nähere Zukunft bzw. das Erahnen von Wahrscheinlichkeiten - mit entsprechend großer Irrtumsgefahr. Das hat „Seher“ und „Orakel-Gläubige“ jedoch niemals interessiert und so hatten und haben Wahrsager Hochkonjunktur. Letztere bedienten (und bedienen) sich im Rahmen der Zukunftsdeutung verschiedener Mittel. In Bezug auf den keltogermanischen Glaubensraum sind hier insbesondere die Runen, das Pendel und das Handlesen zu nennen. Das heute verbreitete Tarot gab es zur damaligen Zeit noch nicht - es entstammt wahrscheinlich dem islamischen Glaubensraum und wurde erstmals in Europa im Jahre 1377 erwähnt. Es ist jedoch möglicherweise auf das ursprünglichere Runenwerfen zurück zu führen und eine Weiterentwicklung davon, da es gleichfalls um das Verhältnis abgebildeter Symbole zueinander geht. Tarot spielt hinsichtlich der Weissagungen durch die Hagazussa daher (zumindest anfangs) keine Rolle.

Runenähnliche Zeichen jedoch kann man bereits einer frühsteinzeitlichen Entstehung zuordnen, auch wurden sie später bei Ausgrabungen z. B. auf Schwertern, Schmuck und Tongefäßen gefunden. Ihre Verwendung durch die Hagia dürfte daher als gesichert gelten. Runenzeichen entstammten einer magisch-bildlichen Tradition und hatten verschiedene Bedeutungen. Mit diesen Zeichen versah man Stäbe, Steine oder Tongebilde. Wurden die Runen geworfen, dann ermittelte die Hagia aus den sichtbar daliegenden Runen, ihren Bedeutungen und ihren Beziehungen zueinander die Zukunft. Auch heutiges Tarot funktioniert sehr ähnlich, so

dass es durchaus im Bereich des Möglichen liegt, dass Tarot eine Weiterentwicklung der Runen darstellt. Aufgrund der Vorgehensweise beim Runenwerfen gab es immer einen recht großen Interpretationsspielraum. Vom Einfluß der Runen auf das alltägliche Leben und der ihnen zugeschriebenen Macht zeugen noch heute verwendete Zeichen: Das Andreaskreuz (Gebo), das Symbol der amerikanischen Notarztwagen (Hagalaz) oder die seitens der christlichen Kirche aus Wunjo und Gebo geschaffene Binderune Pax Christi.

Erlaubte der Runenwurf einen recht breiten Interpretationsspielraum, so war dies beim Pendeln nicht der Fall. Bei dem Pendel handelt es sich um einen Gegenstand (Senklot, Ring, Edelstein, etc.), welcher an einer Schnur oder Kette befestigt ist, so dass er frei schwingen kann. Dies führt bei Fragen zu Ja-Nein-Voraussagen - je nachdem, in welche Richtung das Pendel gerade schwingt. Das Schwingen des Pendels wird durch kleinste Muskelbewegungen beeinflusst. Man kann solche Muskelbewegungen sichtbar machen, indem man einmal versucht, die Spitzen zweier Bleistifte oder Kugelschreiber zusammen zu führen. Da die Bewegungen i. d. R. nicht wahrnehmbar sind, glaubte man, es seien ominöse „Energien“, „Strömungen“ und „Schwingungen“, welche das Pendel in Bewegung versetzten. Tatsächlich jedoch ist gerade beim Pendeln von allen spiritistischen Techniken die Wahrscheinlichkeit am größten, dass sich das eigene Unterbewusstsein in die Kommunikation einschaltet. Das Pendeln war daher bei eindeutiger und mehrschichtiger Ja-Nein-Fragestellung ein Hilfsmittel, um die unterbewussten Wünsche und Ängste eines Ratsuchenden deutlich zu machen, sofern er das Pendel selbst benutzte. Die Hagia kann in diesem Fall

hinsichtlich der Formulierung geeigneter Fragestellungen und hinsichtlich der zusammenfassenden Interpretation von Antworten (also hinsichtlich der Entscheidungsfindung) durchaus unterstützend tätig gewesen sein. Es ist jedoch auch überliefert, dass die weisen Frauen selbst gependelt haben. In solchen Fällen waren sie es wahrscheinlich selbst, welche Entscheidungen fällten und den Ratsuchenden entsprechend beeinflussten.

Einen größeren Interpretationsspielraum als das Pendeln gestattete das Handlesen, auch als „Chiromantie“ oder als „Chirologie“ bezeichnet. Die Kunst des Handlesens geht auf einen Zeitraum um etwa 1000 v. Chr. zurück und stand daher der Hagia bereits zur Verfügung. Sie nutzte dabei die Tatsache, dass keine zwei Menschen gleiche Fingerabdrücke und auch keine gleichen Handlinien aufweisen, zur Vorhersage. Tatsächlich ist es so, dass das Aussehen einer Hand doch schon recht viel über die Tätigkeit eines Menschen verraten kann. So erlaubt das Verhältnis der Längen von Zeige- und Ringfinger Aussagen über die Aggressivität einer Person, mithin also über sein Wesen. Man vergleiche nur einmal die Hände eines Bauarbeiters mit denen eines Mannequins. Verhornungen, Schründe, Verletzungen, tief eingegrabene Furchen oder aber das Fehlen eben dieser markanten Merkmale lassen durchaus Rückschlüsse auf die Person zu, zu der die betreffende Hand gehört. Der Hagia muss all dies bekannt gewesen sein. Betrachtete sie die Hand eines Ratsuchenden und erzählte dem daraufhin etwas aus seinem Leben, so wird dies einer Legitimation ihrer Fähigkeiten entsprochen haben. Die Handleserei wurde damit zu einem Balanceakt zwischen fundierter Persönlichkeitsanalyse und spekulativer Hellseherei.

Der Ratsuchende wird bei korrekter Persönlichkeitsanalyse der Hagia und ihren Weissagungen vertraut haben. Erfuhr er aber erst einmal - durch welches Verfahren auch immer - etwas über seine vermeintliche Zukunft, dann trat wahrscheinlich auch das Phänomen der Self-Fulfilling-Prophecy ein. Das bedeutet: Je wirkungsvoller die Hagazussa ihren „Kunden“ beeinflusste, desto eher trafen ihre Voraussagen auch zu (weil der „Kunde“ selbst entsprechend handelte) und desto größer wurde ihr Ansehen. Das dieses sehr groß gewesen sein muss ist schon daran erkennbar, dass selbst der Römer Diodorus Siculus sich genötigt sah, die Fähigkeit der Druiden zur Voraussage der Zukunft in seinen Schriften zu erwähnen.

Gerade zum Jahreswechsel dürfte die Hagia in ihrer Funktion als Orakel mehr als genug zu tun gehabt haben. Nach altem heidnischen Glauben erfüllen sich nämlich die Träume der „Losnächte“ (vom 20.12. zum 21.12. und vom 21.12. auf den 22.12.) sowie die der Rauh Nächte (die Nächte vom 25.12. bis zum 6.1., in denen die Seelen der Toten Ausgang haben sollen). Lieferte die Hagia in diesem Zusammenhang aus Bilsen und Tollkirsche hergestellte Solanazeendrogen, zu deren Wirkungscharakteristika ein mitunter scheinodähnlicher Schlaf („Schneewittchen“ lässt grüssen!), das Empfinden einer extremen Zeitdehnung und die Unterhaltung mit imaginären Personen („...spricht mit den Geistern...“) gehörten? Es ist durchaus anzunehmen.

Noch heute hat sich das Silvesterbleigießen als Orakel-Brauchtum aus dieser Zeit erhalten. Bestimmte Rituale, wie etwa das Verräuchern von Bilsen, Fliegenpilz, Hanf, kleinem Habichtskraut, Tollkirsche und anderen psychoaktiven

Kräutern dürften das Ihrige mit dazu beigetragen haben, die Glaubhaftigkeit der Weissagungen zu erhöhen. Daneben ist noch ein psychologischer Aspekt unbedingt zu berücksichtigen. Die Hagia musste Vertrauen zu dem Ratsuchenden aufbauen. Dazu benötigte sie einerseits profunde Menschenkenntnis und andererseits Einfühlungsvermögen. Es war daher unabdingbar, dass sie empathisch begabt war, dass sie die Körpersprache anderer Menschen zu deuten wusste und dass ihr auch ein Vibrieren in der Stimme des „Kunden“ u. ä. nicht entging.

Eine derart tiefgreifende Menschenkenntnis setzte voraus, dass sie auch die Seelsorge in der Gemeinschaft übernahm. Bestimmte Fähigkeiten wie etwa eine synästhetische Begabung, das Aurasehen, vielleicht Vorahnungen, vielleicht so etwas wie Telepathie, dürften dabei sehr hilfreich gewesen sein (Aurasehen, Vorahnungen, Empathie, Telepathie und andere Erscheinungen treten gehäuft bei Synästhetikern auf - also bei Menschen, deren Wahrnehmung aufgrund eines geringfügig abweichenden Gehirnaufbaus von Natur aus „erweitert“ ist - urnormal und keineswegs krankhaft, allerdings sehr selten). Zwischen „normal“ und „paranormal“ liegt ein sehr weites und von der Wissenschaft sträflich vernachlässigtes Feld!

Ausbildung von Nachfolgern:

Angesichts des bisher dargestellten Aufgabenbereichs einer Hagazussa ist es undenkbar, dass sie all diese Aufgaben allein zu bewältigen in der Lage gewesen ist. Sie muss daher Helfer gehabt haben. Helfer, welche sie wahrscheinlich primär auch zu Nachfolgern ausbildete, denn die damalige Lebenserwartung war mit durchschnittlich knapp 30 Jahren

nicht sehr hoch. Ein Alter von gut 60 Jahren war - wie römische Aufzeichnungen von Plinius dem Jüngeren belegen - zwar wohl prinzipiell möglich, stellte aber eher eine seltene Ausnahme dar. Berücksichtigt man ferner das zur damaligen Zeit eher späte Einsetzen der Pubertät (und damit des Zeitraumes, ab welchem der Hagia Auszubildende zur Verfügung gestanden haben können), dann schrumpft der Zeitraum zur Ausbildung von Nachfolgern auf vielleicht nur noch etwa 10 bis 15 Jahre zusammen, was kaum ausgereicht haben kann: Man erinnere sich - die Duidenausbildung wurde im Rahmen der Zeittafel mit 20 Jahren veranschlagt!

Andererseits aber ist auch anzunehmen, dass die Hagia aufgrund ihrer Kräuterkenntnisse viel Unbill hat abwehren können und daher zu den ältesten Personen der damaligen Gemeinschaft gezählt haben mag (was auch das immer wieder dargestellte Bild der „alten Hexe“ im Märchen erklären würde). Die Nachfolgerauswahl muss folglich gleichfalls ein sehr wichtiges Tätigkeitsfeld für die Hagia gewesen sein. Hat sie jeden zum Nachfolger auswählen können? Mit Sicherheit nicht! Eine Nachfolgerin wird ganz bestimmte Eigenschaften aufgewiesen haben müssen: Interesse und Neugier, Empathie, Gesundheit, Verständnis, Einfühlungsvermögen, keine Scheu vor harter Arbeit und vor Verletzungen, Naturverbundenheit, ein sehr gutes Gedächtnis (vielleicht sogar fotografisches Gedächtnis, also Eidetiker-Fähigkeiten), Intelligenz, Aufmerksamkeit, Ehrlichkeit, handwerkliches Geschick, einen starken Willen, Kreativität und - vor allem! - Ausdauer.

Ohne diese Persönlichkeitsmerkmale wäre weder eine erfolgreiche Hagia-Tätigkeit noch das Gewinnen des Vertrauens eines Patienten oder eines Ratsuchenden möglich

gewesen. Vergleicht man die angeführten Anforderungen mit heute, dann fällt es leicht, sich vorzustellen, dass solche Personen eher dünn gesät sind und waren. Die Hagia musste daher wohl auch recht lange mehr oder weniger intensiv nach einer geeigneten Nachfolgerin suchen. Daraus folgt, dass die Hagias in der damaligen Gesellschaft wohl nicht sehr häufig waren. Es wird sicherlich nicht jeder Clan seine Hagia gehabt haben und ob jeder Stamm auf eine zu ihm gehörige weise Frau hat zurückgreifen können, ist mehr als nur fraglich. Die Seltenheit der Hagia wird daher ebenfalls zur Mystifizierung und zu ihrer Achtung mit beigetragen haben.

Sorge für den eigenen Lebensunterhalt:

Neben ihren Tätigkeiten für die Stammesgemeinschaft darf nicht vergessen werden, dass die Hagia obendrein auch noch für ihren Lebensunterhalt zu sorgen hatte. Da sie angesichts ihres Aufgabenumfanges wahrscheinlich nicht selbst auf die Jagd ging, dürfte ihre Nahrung vornehmlich pflanzlichen Ursprungs gewesen sein. Andererseits jedoch brachte ihre Tätigkeit es mit sich, dass sie aufgrund der körperlichen Anstrengung sicherlich einen erhöhten Proteinbedarf hatte. Wie konnte der abgedeckt werden? Eier und Fische wären Möglichkeiten dazu.

Es ist bekannt, dass in früheren Zeiten Bilsen (da hochtoxisch) zum Fischfang eingesetzt worden ist. Dazu gab man zerkleinerte Bilsenblätter oder Bilsenöl ins Wasser, woraufhin die Fische zu Springen begannen und schließlich betäubt bauchoben schwammen. Sie liessen sich dann einfach per Hand einsammeln. Fischfang setzte jedoch Teiche oder Seen im Einzugsbereich der Hagia voraus.

Eventuell fing sie auch Niederwild bzw. Kleinsäuger, z. B. mittels Schlinge, oder griff auf anderweitige Mittel zurück (Würmer, Insekten etc. - wobei Ekel i. d. R. nur anerzogen ist; richtig zubereitet ähneln Regenwürmer geschmacklich immerhin einem Hähnchen).

Dies würde das mythologisch-vorurteilsbehaftete Bild der Hexe erklären, welche Spinnen, Mäuse u. ä. in ihren Kochtopf wirft. Andererseits aber dürfte ihr für die Deckung ihres Proteinbedarfs kaum viel Zeit geblieben sein. Es ist daher anzunehmen, dass sie von den Leuten, welche sie aufsuchten, für ihre Dienste mit Baumaterialien, Kleidung und Nahrung entlohnt worden ist. Sie bot somit ihre Dienste im Grunde genommen auf der Basis eines Tauschhandels an. Geld als Zahlungsmittel war zwar zu der Zeit unter den römischen Besatzern bereits weit verbreitet, doch fernab auf dem Lande dürfte es eher symbolischen Wert besessen haben - denn Geld kann man nun mal nicht essen (ein Fakt, welcher heute oft und gerne übersehen wird). Wenn allerdings die Hagia auf Tauschhandel (oder Opfer bzw. Spenden - wie immer man es auch bezeichnen mag) angewiesen war, dann bedeutete das für sie gleichzeitig auch Erfolgszwang, denn andernfalls hätte es für den Lebensunterhalt wohl kaum ausgereicht.

Die in diesem Kapitel aufgezeigten Aufgaben einer Hagazussa sind allesamt mehr oder weniger von spekulativer Natur. Sie leiten sich jedoch durch logische Folgerung aus dem ab, was über die Hagias überliefert worden ist. Zudem erklären sich aus den Aufgabenbeschreibungen auch bereits viele Details, welche in späteren Zeiten zum Ausgangspunkt von Diskriminierungen und Vorurteilen wurden - insofern kann die dargelegte Aufgabendarstellung wohl doch als

halbwegs realistisch angenommen werden. Sicher ist, dass die Schwerpunkte der Tätigkeiten von Hagediessen auf der Arbeit mit Kräutern, unterstützt durch „magisch“-rituelle Handlungen, gelegen haben. Bevor näher auf die „Kräuterey“ eingegangen wird, lohnt sich aber zunächst einmal ein Blick auf die psychologisch-pharmakologischen Hintergründe der Rituale.

Rituale, Zaubersprüche und der Placebo-Effekt:

Eine recht eigentümliche Fähigkeit der Natur ist es, Stoffe, welche als Medikament dienen können, in vivo (also durch den Organismus selbst) herstellen zu lassen. Bezogen auf den Menschen sind das in erster Linie die neuronalen Botenstoffe Dopamin („Belohnungshormon“, zur kurzfristigen Leistungssteigerung, ähnelt chemisch den „Drogen“ DMT und dem Bufotenin) und Serotonin (auch als „Glückshormon“ bezeichnet, ähnelt ebenfalls DMT und Bufotenin) sowie die Endorphine (eher sedativ wirkende, von der Pharmazie her Morphin-vergleichbare Schmerzmittel) und Endocannabinoide (eher anregende, von der Funktion her Haschisch-ähnliche Stoffe, welche das Verdrängen unangenehmer Vorgänge fördern).

Dopamin ist nur ein Zwischenprodukt der Herstellung des Stresshormons Adrenalin, welches nicht allein, sondern in Kombination mit Noradrenalin und Cortisol seitens der Nebennierenrinde ausgeschüttet wird. Cortisol wirkt deutlich entzündungshemmend. Eine Endorphin-Freisetzung aktiviert zudem noch bestimmte Immunzellen des körpereigenen Abwehrsystems, die so genannten T-Zellen. All diese „körpereigenen Medikamente“ zählen zu den „Selbstheilungskräften“. Sie sind von vornherein da - sie müssen nur, um wirksam werden zu können, mit den geeigneten Verfahren freigesetzt werden. Genau hier setzt der Placebo-Effekt, setzen die Zaubersprüche und die Rituale an.

Was aber versteht man nun unter dem Placebo-Effekt? Ein altes Sprichwort besagt, dass der Glaube Berge versetzt. Beim Placebo steht kein pharmazeutisch wirksames Mittel zur Verfügung. Stattdessen wird der Erkrankte hinsichtlich einer Heilerwartung durch den Heiler (hier also durch die Hagia) konditioniert. Konditionieren bedeutet, dass sich auf einen auslösenden Reiz hin eine automatische, bedingte Reaktion einstellt, auch dann noch, wenn an die Stelle des auslösenden Reizes ein neutraler Reiz tritt. Das heisst, wenn die Hagia mit wirksamen Verfahren (pflanzlichen Mitteln ebenso wie Zaubersprüchen) Kranken helfen konnte, dann war dies ein auslösender Reiz, welcher als Reaktion im Idealfall die Gesundung zur Folge hatte. Konnte sie einem anderen Erkrankten nun aber nicht unmittelbar helfen und setzte stattdessen „nur“ Zaubersprüche und Rituale ein, dann war dies ein neutraler Reiz, welcher die Selbstheilungskräfte des Patienten aktivierte und somit gleichfalls in einer Gesundung münden konnte.

Die Zaubersprüche waren vermutlich ein Rezitieren uralter Formeln, die ihren Ursprung im Sammeln und Zubereiten von Pflanzen hatten. Man kennt so etwas heute noch als latinisierten „Fachjargon“ gewisser Ärzte. Die Hagia beeinflusste im Rahmen des Rituals die Psyche ihres „Kunden“, welche ihrerseits den Hypothalamus in dessen Gehirn zur Ausschüttung der o. e. körpereigenen Medikamente veranlasste: Der Selbstheilungsprozess war in Gang gesetzt worden. Allein die Heilungserwartung stärkte somit bereits das Immunsystem.

Der Placebo-Effekt ist daher keineswegs zu belächeln. Er ist genauso wirkungsvoll wie ein von externer Seite verabreichtes, „richtiges“ Mittel und vermutlich genauso alt

wie die Menschheit selbst. Es gilt nur, ihn auf die richtige Weise zu nutzen. Die Hagias kannten zwar den Placebo-Effekt an sich noch nicht, wohl aber den Ansatz, mit welchem man ihn verwenden konnte – nämlich die Rituale.

Von der Persönlichkeitsstruktur her eher ängstliche Menschen sprechen besonders gut auf den Placebo-Effekt an und vor allem das Umfeld - früher die Rituale, heute z. B. die Form, die Größe und die Farbe eines Scheinpräparates - spielt eine große Rolle. Auch ist es sehr wichtig, dass der Patient uneingeschränktes Vertrauen zum Heilenden hat. Der Hagia muss all dies bekannt gewesen sein. Das Vertrauen erreichte sie dadurch, dass sie schon zuvor erfolgreich gewesen war und einen guten Ruf genoss. Eine gewisse Ängstlichkeit des Erkrankten ergab sich schon allein aus der Mystifizierung ihrer Person und aus dem Geheimnis, welches sich um ihre Kunst rankte. Deshalb konnten auch die Flüche der Hagia durch eine selbsterfüllende Prophezeiung Wirkung zeigen (daraus wurde später „...von der Hexe verflucht...“ oder schlicht „verhext“) und auch von heutigen, hochverdünnten homöopathischen Medikamenten ist die Funktionsweise des Placebo-Effektes anzunehmen (da etwa ab D8 kein pharmakologisch relevanter Einfluß mehr möglich ist und da ab etwa D20 die Arzneimittellösung weder rechnerisch noch messtechnisch Wirkstoffmoleküle aufweist).

Weil der „Hexenfluch“ dazu diente, jemandem Schaden zuzufügen, rechnete man ihn zum Bereich der „Schwarzen Magie“. Beschwörungen mit dem Ziel einer Heilung hingegen betrachtete man als „Weiße Magie“ - entsprechend wurden auch die rituell verwendeten Gegenstände (und

Wirkstoffe) als „schwarzmagisch“ oder als „weißmagisch“ angesehen.

Ein optimistisch-selbstsicheres Auftreten wird den Patienten der Hagia von ihrer Behandlungsstrategie überzeugt haben. Das alles wurde durch Äußerlichkeiten, durch Kleidung und durch Ritualgegenstände, noch verstärkt. Auch heute noch setzen die meisten Ärzte auf ein unwissenden Patienten Respekt einflößendes Outfit, nämlich auf den weißen Kittel und auf das Stethoskop, auch wenn beides gar nicht benötigt werden sollte. Nur dürfte die Hagia den Menschen noch als ganzheitliches Lebewesen betrachtet und durch intensive Gespräche dessen Psyche beeinflusst haben - was im Laufe der Zeit zu einem einzig auf bestimmte Organe spezialisierten „Halbgott-in-Weiß“ mutiert ist, welcher im Glauben an die heutige Apparatemedizin derartige Gespräche mitunter sogar arrogant ablehnt.

Hinsichtlich der Ritualkleidung und der Ritualgegenstände bestehen frappierende Ähnlichkeiten zwischen den heidnischen Kulturen - egal ob in Afrika, Sibirien, Tibet, Südamerika und wo auch immer. Ob Amulette, Teile von Tieren, Werkzeuge (z. B. Messer), Federn, Kristalle (als Symbol höchster Vollkommenheit), Geweihe (als Symbol der Stärke), Fossilien, Zaubersteine, Ketten, Glöckchen, Umhänge, Ritualstäbe („Zauberstäbe“), Duftöle, Tierfelle, Körperbemalung, Kerzenleuchter, Öle, Figuren (Talismane), Tanz, Musik - alles, was herkunftsbedingt irgendwie magisch erscheinen könnte wird benutzt. Die moderne (und erfolgreiche) Musiktherapie ist nur eine Folge davon.

Bei den Tierfellen glaubte man, dass durch die Häute die Kraft, Stärke und alle Eigenschaften des Tieres auf den

Träger übergangen. Dies sollte Feinde („böse Geister“) erschrecken. Auch heute tragen noch einige britische Regimenter Bärenfellmützen. Das alte Wort „Berserker“ geht auf umgelegte Bärenhäute zurück. Auch dem Verjagen der bösen Geister diene die Körperbemalung. Man findet diesen Ritus in der Kriegsbemalung nordamerikanischer Indianer wieder, heute aber auch stilisiert in verschiedenen Militär- und Polizeiuniformen.

Je weniger wirksam die Arznei der Heilenden war, umso wichtiger wurde das Ritual an sich. Als rituelle Gegenstände fanden verschiedenartige Kerzen Verwendung - je Ritus eine andere Farbe, welcher bestimmte Kräfte zugesprochen wurden. Die Benutzung von bestimmten Ritualmessern (Athamen) lässt sich sehr einfach darauf zurückführen, dass man glaubte, ein Messer, mit welchem bspw. eine besonders wirkstoffreiche Wurzel geschnitten worden war, habe aufgrund von Form und Farbe bestimmte „magische“ Eigenschaften. Ähnliches galt für „magische“ Kelche, Kessel, Seile, Mörser etc. - dass es letztlich immer nur die Wirkstoffe in den Pflanzen oder in anderen Naturstoffen gewesen waren, welche zum Erfolg führten, wusste man nicht und mystifizierte daher die zur Verarbeitung benutzten Gegenstände.

Im Extremfalle konnte die Hagia wahrscheinlich nichts anderes tun, als ihren Patienten in Trance oder in einen halluzinogenen Rausch - also in eine Art von aufgezwungenem Schlaf - zu versetzen und auf dessen Selbstheilungskräfte vertrauen. Der Schlafzustand wurde wieder mit Hilfe psychogener Naturstoffe (nicht nur Pflanzen!) erzeugt. Über den Ablauf der Rituale selbst ist fast nichts überliefert. Betrachtet man jedoch die Rituale heutiger

polytheistischer Kulturen, so zeigen sich auch dabei auffällige Übereinstimmungen. Es ist folglich wohl nicht völlig falsch anzunehmen, dass auch die Rituale der polytheistisch-naturreligiösen Hagias einem derartigen, weltweit verbreiteten und Kultur-unabhängigen Muster gefolgt sind. Und wie nun sieht ein solches Ritualmuster aus?

Im Grunde sind zwei Ebenen, nämlich die eines „inneren“ und die eines „äußeren“ Rituals zu differenzieren. Das mehrstufige innere Ritual dient der Vorbereitung und beginnt i. d. R. mit einem intensiven Gespräch der Teilnehmer untereinander. Dadurch werden die Wahrnehmung geschult und die Wünsche und Hoffnungen für alles Folgende konkretisiert (erste Stufe). Es folgt der Part des Abstandnehmens von der Welt, auch als Selbstreinigung bezeichnet (zweite Stufe). Diese Phase ist charakterisiert durch die Anwendung von Meditationstechniken, Selbsthypnose oder von intensiven Gebeten zum Erreichen eines besonderen, tranceartigen, nicht alltäglichen Geisteszustandes.

Positronenemissionstomographie-Untersuchungen (Untersuchungen mit Hilfe bildgebender Verfahren) an meditierenden buddhistischen Mönchen haben gezeigt, dass das Gehirn dabei tatsächlich eine unglaubliche Aktivität entwickelt, welche sich vom normalen Wach- oder Schlafzustand deutlich abhebt. Wir kennen so etwas auch in der westlichen Welt, z. B. in Form des Autogenen Trainings.

Die Meditation dient dem Zweck, Unbekanntes zu erkennen, sich selbst und die Welt zu begreifen und daraus die entsprechenden Folgerungen zu ziehen. Das Erreichen dieses (auch als „schamanisch“ bezeichneten) Geisteszustandes dürfte im Rahmen eines Rituals

unverzichtbar gewesen sein. Pflanzendrogen könnten hier unterstützend gewirkt haben. Diese dritte Stufe schliesst das innere Ritual ab. Es folgt das äußere Ritual, die zweite Ebene. Um ungestört zu sein, findet es an einem abgelegenen Platz oder in einem abgedunkelten Raum statt. Bei den keltisch geprägten, früheren Hagias galt Nebel als das Portal zwischen der einen und der „anderen Welt“. Der Ritualort selbst musste mystisch sein und eine ganz besondere Ausstrahlung aufweisen. Man kennt derartige Orte, wo man unwillkürlich stehenbleiben und erst einmal tief einatmen muss, um die vielfältigen Eindrücke verarbeiten zu können. Als Beispiele für solche Orte mögen hier nur Stonehenge oder das frühere Nationalheiligtum der Externsteine genannt sein. Es fällt schwer, sich der Ausstrahlung solcher - nach keltischem Glauben – „heiligen Haine“ zu entziehen.

Moderne Hexen bezeichnen derartige seltsame Orte auch als „Kraftplätze“ und diese „Kraftplätze“ müssen durchaus nicht immer so auffällig wie Stonehenge oder die Externsteine sein. Daher haben heutige Hexen meist ihre persönlichen, kleinen „Kraftplätze“. Macht man sich einmal die Arbeit, solche Plätze in eine Landkarte einzuzeichnen, so ergeben sich nur allzuoft geometrische Muster - warum? Natürlich liesse sich jetzt mathematisch argumentieren, dass bestimmte Punktkombinationen in einer Ebene immer zu definierbaren Mustern führen müssen. Die genannten Plätze dienen vornehmlich der Geistheilung und meditativen Übungen, welche eine frappierende Ähnlichkeit mit dem tibetischen Traummyoga aufweisen. Bei Letzterem wird nachweislich ein qualitativ anderer, visionärer Bewusstseinszustand irgendwo zwischen Traum und Wachsein erreicht. Ein derartiger Bewusstseinszustand

begünstigt ASW-Erfahrungen (ASW = Außer-Sinnliche-Wahrnehmung, also Divination, Telepathie u. ä.). Unter diesem Gesichtspunkt drängt sich die Frage auf, ob nicht das Fehlen meditativer Übungen in der westlichen Welt vielleicht darauf zurückzuführen ist, dass diese Übungen zusammen mit den Hagias ausgerottet worden sind? Immerhin weisen die buddhistisch geprägten östlichen Kulturen, aus denen solche Übungen nicht wegzudenken sind, einen vergleichbaren „Riss in der Kultur“ nicht auf! Aber wie dem auch sein mag – nach keltisch-naturreligiösem Glauben begünstigten solche seltsamen Orte den Kontakt mit der „anderen Welt“.

Die „andere Welt“ wurde durch Trance erreicht und für die alten Naturreligionen war die „andere Welt“ die Welt, in welcher die Toten eine neue Existenz fanden. Der Tod schreckte daher auch nicht besonders. Es ist auffällig, dass man nach einem Nahtoderlebnis i. d. R. (unabhängig von der Religion) ebenfalls von der Existenz einer „anderen Welt“ überzeugt ist. Man ist an den rituell-mystischen Orten - den „Portalen“ - unter sich, ein jeder des anderen Bezugsperson, wodurch sich eine gewisse Intimität aufbaut.

Drogenkonsumenten sprechen vom „Set und Setting“, doch diese Begrifflichkeit lässt sich völlig zutreffend auch hier anwenden. Aufgrund der vom Harvard-Professor Dr. Timothy Leary durchgeführten wissenschaftlichen Untersuchungen mit psychedelischen Substanzen entwickelte er zusammen mit Richard Alpert und Ralph Metzner eine Theorie, welche besagt, dass es drei Faktoren gibt, die für die durch Psychedelika ausgelösten Effekte verantwortlich zeichnen: Nämlich die Dosis, das „Set“ und das „Setting“.

Der Begriff des „Set“ fasst die emotionale Stimmung, den Intellekt, den Charakter und den psychischen Zustand eines Ritualteilnehmers zusammen. „Set“ ist daher bereits im Rahmen des inneren Rituals optimiert worden. Der Begriff des „Setting“ kennzeichnet Umgebung, Lichtverhältnisse, den Raum als Solchen, Musik, Einrichtung und die am Ritual sonst noch teilnehmenden Menschen - also kurz das ganze Drum und Dran. Sehr großer Stellenwert kommt dabei der Symbolik zu. Die Symbolik ist der Träger einer an höhere Mächte zu übermittelnden Botschaft und überschneidet sich idealerweise mit Traumsymbolen (denn weder Traum noch Ritual finden in der „normalen“ Welt statt). Nach C. G. Jung ist der Traum ein Ausdruck unseres Unter- und Überbewusstseins und das Ritual versucht, auf diese beiden Ebenen einzuwirken. Symbolik - das sind die o. e. Feder, das sind Teile von Tieren (Krähenfüsse, Felle etc.), das war das gesamte Outfit und Auftreten einer Hagediesse.

Den nächsten Schritt bildet ein formeller Beginn - das Zeichnen eines (ggf. als magisch betrachteten) Symbols o. ä. Beliebt ist dazu der Einsatz von in früheren Zeiten seltenen und daher wertvollen Substanzen wie bspw. Salz. Räucherungen und Tränke (beide häufig psychoaktiv) folgen. Dann ruft der Priester, Mediziner oder Schamane (hier also die Hagia) höhere Mächte (Götter) an. Musik, Tanz und Ekstase - je nach Zweck und Jahreszeit von schwermütig bis fröhlich oder ausschweifend - untermalen diese Beschwörung. Mit Hilfe von rituellen Formeln („Zaubersprüchen“) werden den höheren Mächten die Wünsche der Ritualteilnehmer nahe gebracht. Ggf. folgen noch Opferungen verschiedener Art (Gegenstände, Pflanzen, Tiere, vor Urzeiten auch Menschen und letztere

meist aus feindlichen Stämmen), um die Götter sanftmütig zu stimmen, um sie zu „überreden“. Nachdem dies geschehen ist, wird den höheren Mächten für ihre Aufmerksamkeit gedankt und sie werden „entlassen“. Danach klingt das Ritual langsam aus („Come-Down“-Effekt), wobei u. U. noch überschüssige „Energien“ im Rahmen einer Ritualhandlung abgeleitet werden (rituelle Beruhigungszeremonie). Ein Brechen des anfangs gezeichneten magischen Symbols kennzeichnet formell das Ende des Rituals. I. d. R. schliesst sich eine Phase der Entspannung - auch als „Schlussreinigung“ bezeichnet - für die Teilnehmer an. Dieses Muster läuft und lief weltweit und in allen Zeiten in etwa gleich ab – warum?

Das Ritual einer Hagia wird sehr wahrscheinlich im Großen und Ganzen ebenfalls diesem von den Naturvölkern her bekannten Muster gefolgt sein. Ein Ritual wirkt auf die Teilnehmer umso anziehender, je persönlicher und d. h. je kleiner es ist. Für die vergleichsweise kleinen Glaubensgemeinschaften der Hagazussa war es also genau richtig. Hierin unterscheidet sich dieses Ritual bspw. vom Ritual eines christlichen Gottesdienstes, welcher - allein schon aufgrund der Raumgröße - wesentlich unpersönlicher ablaufen muss. Auch verwendet ein christlicher Gottesdienst viele der Symboliken nur in stilisierter Form. So nimmt bspw. der Wein die Rolle von ursprünglich wahrscheinlich stark berauschenden Mitteln ein. Rätsch schreibt, dass das Fleisch Christi beim heiligen Abendmahl ursprünglich wahrscheinlich der psychoaktive Fliegenpilz gewesen sein wird. Die Orgel als standardisiertes musikalisches Instrument verhindert das Eingehen auf den Einzelnen usw.

Andererseits jedoch verläuft auch ein christlicher Gottesdienst ungeachtet aller Institutionalisierung nach dem o. a. Schema. Die Rolle des „Set“ übernehmen Gebet und Andacht, während die Rolle des „Setting“ dem Gotteshaus, dem Orgelspiel und der zeremoniellen Kleidung zukommt. Der Part einer Beschwörung fällt der Predigt zu und der Schlussegen entspricht in etwa dem Brechen des magischen Symbols. Allerdings hat die Kirche es bis heute noch immer nicht als notwendig erachtet, zu ihrer traurigen Rolle im Mittelalter eindeutig Stellung zu beziehen. Der Vatikan bspw. hält die Dokumente aus dieser Zeit noch immer unter Verschluss. Alles zusammen trägt unter dem Strich sicherlich entscheidend mit dazu bei, dass der Glaube an Naturreligionen heute wieder starken Zulauf erhält. Doch das nur als Anmerkung am Rande.

Nun gibt es eine ganze Reihe von möglichen Ritualen, als da wären: die Weihe oder Initiation, die Heilung, die Reinigung, die Visionssuche, religiöse Zeremonien, sexualmagische Zeremonien, Begrüßungs- und Begräbnisrituale, Schadenszauber, Regenzeremonien, sozialintegrative Rituale, Wahrnehmungsschulung, Meditation, Rituale der Zukunftsdeutung (Divination), Jahreskreiszeremonien (Fruchtbarkeit, Bitte um eine gute Ernte, Erntedank etc.).

Diese Rituale dürften in früheren Zeiten eng mit den häufigen Festivitäten verknüpft gewesen sein, so dass dabei verkonsumierte psychoaktive Substanzen den Teilnehmern auch Erfahrungen gemäß ihrer Erwartungen bescherten. Hier muss deutlich darauf hingewiesen werden, dass dabei ein ganz großer Unterschied gegenüber dem heutigen Missbrauch psychoaktiver Stoffe als „Partydroge“ besteht! Heute stimmt zumindest das „Set“ meist nicht, da

pauschalisierte (und damit falsche) Meldungen in den Medien zu einer Drogenphobie und folglich zur allgemeinen Ablehnung geführt haben. Im „Krieg gegen die Drogen“ war die Wahrheit wohl das Erste, was auf der Strecke blieb. Was aber hat ein Ritualteilnehmer wohl zu erwarten, wenn er völlig verängstigt-ablehnend an so einer Zeremonie teilnimmt? „Set“ bedeutet auch - oder gerade! - Vertrauen.

Die früheren Rituale jedenfalls dürften für die Teilnehmer (speziell auch unter dem Einfluß bewusstseinsverändernder Drogen) äußerst beeindruckend und prägend gewesen sein. Dazu ein Beispiel: Als Synästhetiker nimmt man aufgrund einer so genannten „limbischen Brücke“ im Gehirn seine Umwelt anders (umfassender oder weiter) wahr als die Mitmenschen das tun. So etwas prägt das Verhalten. Mit bestimmten psychoaktiven Stoffen wie z. B. THC, Meskalin, LSD oder Indolalkaloiden sind auch Nichtsynästhetikern in Grenzen synästhetische Erfahrungen möglich (als erworbene, zeitlich begrenzte Synästhesie bezeichnet).

Der Unterschied besteht darin, dass dem einen diese spezielle Art der Erfahrung selbstverständlich, da von Natur aus mitgegeben ist. Für den anderen ist sie völlig neu, unerwartet und daher unvergesslich. Der eine kann von vornherein damit umgehen und ist daran gewöhnt. Sie ist unverzichtbarer Bestandteil des Seins, weil er/sie es niemals anders kennengelernt hat. Der andere kennt das nicht und bedarf daher der Anleitung - der Anleitung durch ein Ritual.

In eine ähnliche Richtung zielen die so genannten Nahtoderlebnisse (und ich weiß nach einer vor etlichen Jahren um Haaresbreite dauerhaft tödlich verlaufenen Infektionserkrankung sehr genau, wovon ich spreche). Wer

einmal ein solches Erlebnis - bei welchem das Gehirn Vermutungen zufolge Botenstoffe bzw. körpereigene Schmerzmittel schlagartig in sehr großer Menge ausschüttet - gehabt hat, dessen Denken und Fühlen verändert sich dauerhaft. Man wird kritischer, hinterfragt häufiger und sieht doch gleichzeitig alles lockerer und weniger ernst. Lebensqualität, auch oder gerade die Natur, wird über den materiellen Reichtum gestellt. Solche Erlebnisse oder Wahrnehmungen entfesseln die Psyche und bewirken, dass man hinterher geistig schaffensstärker ist als vorher.

Ähnliches geschieht idealerweise auch bei einem gut gemachten Ritual. Bei den Ritualen der Hagias wird noch etwas hinzugekommen sein. Überlieferungen sprechen immer wieder vom Einsatz der „Hexensalben“ oder „Flugsalben“ auf der Grundlage von Solanazeen-Drogen, also von Tropanalkaloiden. Zumindest von einem Tropanalkaloid, nämlich Kokain, ist die suchterzeugende Eigenschaft sicher nachgewiesen. Bei anderen Tropanalkaloiden wie dem Scopolamin (bzw. Hyoscyamin), welches im Bilsen vorkommt, wird ein suchterzeugendes Potenzial vermutet. Da das genannte Alkaloid aber hochtoxisch ist, bedarf der Konsument der Überwachung durch eine erfahrene Person - eben durch die Hagia: Auch eine Möglichkeit, die frühen Glaubensgemeinschaften beisammen zu halten.

Was bei der Betrachtung von Ritualen, Zaubersprüchen und Placebo-Effekt jetzt noch fehlt, sind die Zaubersprüche selbst. Auch dazu sind kaum mehr Fakten verfügbar - bis auf zwei Ausnahmen. In der Bibliothek des Domkapitels zu Merseburg wurden nämlich zwei um das Jahr 1000 herum in Fulda angefertigte Handschriften mit althochdeutschen

Zauberformeln gefunden. Diese sind inhaltlich ganz klar einem germanischen Ursprung zuzuschreiben und dem vorchristlichen, noch wesentlich älterem Heidentum entsprungen. Der erste Spruch dient dem Entkommen aus Gefangenschaft (Spruch und Übersetzung):

Eiris sâzun idisi, sâzun hera douder.
suma hapt heptidun, suma heri lezidun,
suma clûbôdun, umbi cuoniouuidi:
insprinc haptbandun, invar vîgandun!

Einst setzten sich die Disen hierhin und dorthin.
Manche hefteten Haftfesseln, manche lähmten das feindliche Heer,
manche klaubten um heilige Fesseln (d.h. sie bannten die Feinde mit Zaubersprüchen)
Entspring den Haftfesseln, entfahr den Feinden!

Der zweite Spruch stellt einen typischen Heilzauber, hier für ein verletztes Pferd, dar (Spruch und Übersetzung):

Phol ende Uuodan vuorun zi holza.
dû uuart demo Balderes volon sîn vuoaz birenkit.
thû biguolen Sinthgunt, Sunna era suister;
thû biguolen Frîia, Volla era suister;
thû biguolen Uuodan, sô hê uuola conda:
sôse bënrenkî, sôse bluotrenkî, sôse lidirenkî:
bên zi bêna, bluot zi bluoda, lid zi geliden,
sôse gelîmida sîn!

Phol (=Baldur) und Wotan ritten in den Wald.
Da wart dem Fohlen Baldurs der Fuß verrenkt.
Da besprach ihn Sinthgunt, Sunnas Schwester;

Da besprach ihn Freyja, Fullas Schwester;
Da besprach ihn Wotan, der es wohl konnte:
So wie Beinrenke, so wie die Blutrenke, so wie die
Gliedrenke:
Bein zu Bein, Blut zu Blut, Glied zu Glied,
sollen sein, wie geleimt!

Es ist anzunehmen, dass die Hagias derartige Zaubersprüche im Rahmen eines Rituals ggf. mehrfach rezitierten (das mehrmalige Wiederholen eines Spruches festigt ihn im Gedächtnis - wenn Schüler Vokabeln aus einer anderen Sprache lernen müssen, dann ist das im Grunde auch nichts anderes) und im Falle des Heilzaubers dazu noch heilkräftige Naturstoffe angewandt haben.

Verbreitete „Hexen“-Naturstoffe und ihre Wirkungen:

Im Zusammenhang mit den Druidinnen und den späteren Hagias bzw. Hexen war bisher immer wieder von heilkräftigen Naturstoffen die Rede. Meist ging es dabei um Pflanzen, doch waren die Pflanzen sicherlich nicht alles, worauf die Hagias zurückgriffen. Pharmazeutisch wirksame Stoffe sind nämlich auch in Mineralien und Wachsen, ja sogar in Tieren, enthalten. Dies beweist die Präsenz von Froschlurchen in zahlreichen Märchen und Hexenrezepten. Darüber hinaus gilt es bei den Pflanzen zu differenzieren, und zwar zwischen Heilpflanzen im engeren Sinne (nicht psychoaktiv) und psychoaktiven Pflanzen, welche auch als Heilpflanzen eingesetzt werden konnten. Wenn man dem Volksmund Glauben schenken darf, dann sind die nicht psychoaktiven Pflanzen etwa ab dem späten Mittelalter primär der „Weißen Magie“ zuzuordnen, während bei den psychoaktiv wirkenden Pflanzen der Anwendungszweck darüber entscheidet, ob es sich um „Weiße“ oder um „Schwarze Magie“ handelt. Letztlich aber ist eine solche Differenzierung wenig aussagekräftig – handelt es sich doch in jedem Fall um die Anwendung von Fachwissen durch Menschen. Mal zum Wohle und mal zum Schaden anderer Menschen.

Hinzu kommen im Grunde wirkungslose Naturstoffe, welchen man aber aufgrund der ihnen innenwohnenden Symbolik besondere Kräfte zugeschrieben hat. So glaubte man bspw., dass Geierfett, Geiergalle und zerstoßene Geierleber aufgrund der Wendigkeit dieser Tiere

Verletzungen des Bewegungsapparates heilten. Derartige Stoffe wurden in der Signaturenlehre „Signata plantarum“ des Philippus Aureolus Theophrastus Bombastus von Hohenheim, genannt Paracelsus, um 1540 herum zusammengefasst. Mag Paracelsus auch ein großer Heiler gewesen sein - hinsichtlich der Signaturenlehre irrte er gewaltig! Stierhoden, Stinkmorcheln, zerpulverte Teile altägyptischer Mumien, Ziegenkot, Rindermist, Robbenfett, Hasenhaare, Katzenhirn, Säuglingsblut, Einhorn-Hörner (welche tatsächlich aus zermahlenden, fossilen Mammutzähnen oder aus den fossilen Knochen von Höhlenbären bestanden), Ochsen-galle, Elfenbein und andere Kuriositäten von z. T. abenteuerlichem Ursprung statten ihren Konsumenten bestimmt nicht mit besonderen Kräften aus, sondern bestenfalls mit Verdauungsbeschwerden.

Derartige pharmakologisch wertlose Stoffe werden daher hier auch nicht weiter betrachtet. In allen diesen Fällen war es bestenfalls der Aberglaube, welcher den Placebo-Effekt „einschaltete“. Doch darüber hinaus gab (und gibt!) es eine ganze Reihe von Naturstoffen, welche pharmakologisch durchaus wirksam sind: Tiere (bzw. Teile davon), mineralische Stoffe, Harze biogener Herkunft und - natürlich! - Pflanzen. Da die Harze entweder tierischen, mineralischen oder pflanzlichen Ursprungs sind, werden sie nachfolgend zusammen mit den produzierenden Pflanzen und Tieren bzw. Mineralen abgehandelt.

Tiere - Kröten (*Bufo bufo*, *Bufo viridis*, *Bufo calamita*):

Schon seit der Antike wird davon berichtet, dass Kröten Bestandteile von Hexengebräuen und von Hexentränken

gewesen sein sollen. Bis vor noch nicht allzulanger Zeit hat die Forschung dies als Phantasien abgetan und sich nicht weiter darum gekümmert, was sich jedoch als voreilig herausstellen sollte. Kröten verfügen nämlich in ihrer Haut über Drüsen, welche zum Schutz vor Fressfeinden einen giftigen Sekretkomplex absondern. Dieser Sekretkomplex enthält große Mengen an psychoaktiven Stoffen, nämlich biogene Amine, Bufogenine und Bufotoxine. Zu den biogenen Aminen zählt u. a. das Bufotenin, chemisch ein Derivat des Halluzinogens N,N-Dimethyltryptamin (DMT). Ferner zählen zu dieser Gruppe Substanzen, welche chemisch nahezu identisch mit den Hormonen Adrenalin und Noradrenalin sind sowie das Ortho-Methyl-Bufotenin und das Bufotenidin.

Alle diese Stoffe weisen hinsichtlich ihrer Struktur eine nahe Verwandtschaft zu den Indolalkaloiden auf, welche sich in Form von Psilocybin und Psilocin in den so genannten „Zauberpilzen“ (auch als „Psilos“ oder „Psilocyben“ bezeichnet) wiederfinden. Da diese Wirkstoffe entsprechend ihres molekularen Aufbaus dem hirneigenen Botenstoff Serotonin ähneln, können sie auch an den Serotoninrezeptoren der Nervenzellen andocken und dort ihre Wirkung entfalten. Zu den Bufogeninen zählen das Bufotalin sowie einige Substanzen, welche in Bezug auf ihre Struktur den Steroidhormonen und Gallsäuren des Menschen entsprechen. Sie sind Abkömmlinge des Cholesterins. Zur Gruppe der Bufotoxine zählen die Suberylarginin-Bufogenin-Ester.

Das psychoaktive Sekret der Kröten kann auf verschiedene Weise gewonnen bzw. aufgenommen werden: Durch das Kochen eines Sudes aus der Haut und durch dessen

Konsum bzw. Aufarbeitung zu einer Salbe, durch das Rauchen oder Verräuchern getrockneter Krötenhaut, durch den Konsum abgeschabten Sekrets und durch das Ablecken des Sekretes (das Märchen vom „Froschkönig“ lässt grüssen!). Im Rahmen der Zubereitung bzw. Anwendung verändern sich die Wirkstoffe des Sekrets, so dass frisches Sekret und Sud bzw. Salbe oder Rauch von unterschiedlicher Wirkung sind.

Die Stoffe in dem Chemiecocktail wirken nach dem Prinzip von Steuerung und Gegensteuerung. Sie beeinflussen Herzschlagfrequenz und Kreislauf, so dass zunächst Schwindel, Kopfschmerzen, Krämpfe, Übelkeit und Erbrechen u. ä. auftreten können. Etwa eine halbe Stunde später setzen LSD-ähnliche Halluzinationen ein, welche bis zu fünf Stunden andauern und von Selbstüberschätzung, Redefluss und Euphorie, aber mitunter auch von Delirien, begleitet werden. Das Ritual (also „Set“ und „Setting“) entscheidet darüber, ob es eine angenehme halluzinogene Reise oder ob es ein Horrortrip wird. Lebensbedrohliche Zustände und das Freisetzen latent vorhandener Psychosen sind möglich.

Aufgrund dieses „Kontaktes mit den Geistern“ galten die Kröten früher in Europa als die Tiere der „Erdmutter“. Ihr Gebrauch in früheren Zeiten muss so umfangreich gewesen sein, dass die katholische Kirche sich genötigt sah, sie als „Tiere der Sünde“ zu brandmarken. Heute existieren in Europa noch drei - geschützte! - Krötenarten, deren Haut das Sekret absondert, nämlich die Erdkröte (*Bufo bufo*), die Wechselkröte (*Bufo viridis*) und die Kreuzkröte (*Bufo calamita*). Allerdings ist die Halluzinogenkonzentration im Sekret dieser Tiere vergleichsweise gering, so dass sie eine

Aufkonzentrierung um etwa den Faktor Zehn zur Nutzung erfordert.

Als potentestes Krötensekret wird das der ursprünglich aus Mittelamerika stammenden und heute in Australien weit verbreiteten Aga-Kröte (*Bufo marinus*) angesehen, doch dürfte dieses den Hagias noch nicht zur Verfügung gestanden haben. Inwieweit ein Zusammenhang zwischen einer rituellen Verwendung des Krötensekrets und der (Un-) Sitte des Essens von Froschschenkeln besteht, ist nicht bekannt. Jedoch lässt sich eine Verbindung nicht ausschließen.

Tiere - Feuersalamander (*Salamandra salamandra*):

Wer jemals einen Feuersalamander gefangen hat, der kennt wahrscheinlich die mitunter recht heftige Hautreizung durch sein bei Gefahr reflexartig abgesondertes oder gar versprühtes weißliches Sekret. Genau wie bei den Kröten, so handelt es sich auch hier um ein Fraßgift, um einen natürlichen Schutz. Das Sekret enthält als Hauptalkaloid Samandarin, ein Krampfgift (dieses ist auch in Tausendfüßlern enthalten). Daneben sind je nach Art noch weitere Alkaloide vorhanden, welche wie bspw. das Tarichatoxin mit dem Tetrodotoxin des Kugelfisches (Stichwort „Fugu“ - eine nicht ungefährliche, japanische Delikatesse) verwandt sind.

Die Alkohol-löslichen Alkaloide wirken auf das Zentralnervensystem, u. a. mit Blutdrucksteigerung sowie tonisierend. In Kombination mit Alkohol ist das Sekret sogar halluzinogen. Da es nur von lebenden Tieren bei Gefahr ausgeschieden wird, legte man (in Slowenien sogar

bis in Gegenwart!) lebende Tiere in Alkohol ein und erhitzte langsam - was aus heutiger Sicht reine Tierquälerei ist. Nun standen Feuersalamander früher noch nicht auf der Liste der bedrohten Tierarten, sondern kamen ganz im Gegensatz zu heute sogar recht häufig vor. Sie spielten daher eine große Rolle in den „magischen“ Tränken der Hexen - gestatteten derartige Tränke doch ebenfalls eine „Kommunikation mit den Geistern“.

Tiere - Rothirsche (*Cervus elaphus*):

Rothirsche haben mehr zu bieten als „nur“ einen wohlschmeckenden Braten. Der Extrakt aus einem zermahlenden, noch unausgereiften, durchbluteten Bastgeweih wirkt belebend, tonisierend, gegen Alterserscheinungen und aphrodisierend, wie in klinischen Studien seitens der russischen Akademie der Wissenschaften belegt worden ist. Ein solcher Extrakt mit der Bezeichnung „Pantokrin“ ist darüber hinaus entzündungshemmend, appetitanregend und verdauungsfördernd, trotzdem seine Wirkstoffe mangels Forschungen noch immer weitgehend unbekannt sind. Bekannt ist lediglich, dass das Mittel hochkonzentrierte Mineralstoffe, diverse Hormonkomplexe und große Mengen des männlichen Sexualhormons Testosteron enthält.

Pantokrin (ähnlich: Velvet, Hirschhorn, Bastgeweih, Panti, Panten) gilt noch heute in Sibirien als wertvolle Nahrungsergänzung, obgleich man dort in erster Linie die Geweihe von Dybowskihirsch, Caribou und Maral anstelle der des Rothirsches verarbeitet. An anderen Orten der Welt nehmen Sikahirsche, Damhirsch, Reh, Elch, Wapiti, Berber, Hangul, Jarkand, Szetschuan u. a. deren Platz ein. Wildtiere

liefern i. d. R. um den Faktor zwei bis vier stärkere Mittel als domestizierte Tiere.

Ein Fund aus dem Jahre 1891, der keltische Gundestrupkessel, zeigt einen Hirsch mit Geweih sowie den mit einem Geweih geschmückten keltischen Gott Cernunnos - was darauf hinweist, dass die belebend-verjüngende Wirkung von Pantokrin den Hagias schon seit jeher bekannt gewesen sein muss.

Andere „gehörnte“ Götter waren Faunus bei den Römern, Pashupati bei den Indern sowie Pan bei den Griechen – ein Hinweis darauf, dass die Verwendung von Pantokrin weit verbreitet gewesen sein dürfte. In den archaischen Naturreligionen galten eben diese Gottheiten als Bewahrer und Befruchter der Natur – womit sich die Frage aufdrängt, ob nicht das Bild des gehörnten Satans aus der christlichen Lehre hier seinen Ursprung hat, indem polytheistische Gottheiten diskreditiert worden sind. Aphrodisierend wirkendes Pantokrin und eine die Natur befruchtende, gehörnte Gottheit – entspricht das nicht ziemlich genau dem Bild eines „unzüchtigen Teufels“ in der Walpurgisnacht (also zum Beltaine-Fest)?

Aber wie dem auch sei - in eben den biologisch wertvollen Aufbaustoffen unterscheidet sich das Geweih des Rothirsches daher von wirkungslosen Mitteln wie z. B. Tiger- oder Nashornteilen, welche wahrscheinlich nur aufgrund der Symbolik in späteren Zeiten verwendet worden sind.

Tiere - Austern (*Ostrea edulis*):

Die gemeine Auster dürfte in früheren Zeiten nur ein saisonal und regional begrenzt verwendbares, dafür aber umso begehrteres Tier gewesen sein. Ihr Fleisch enthält wenig Fett, zum Ausgleich jedoch viele Proteine und Mineralstoffe, allen voran Zink. Zink steigert die Testosteronproduktion beim Mann und die Vaginalsekretion bei der Frau. Die Auster gilt daher schon seit Alters her als leicht verdauliches Tonikum und als Aphrodisiakum, wobei der Tagesverzehr bis zu fünfzig Stück betragen kann. Darüber hinaus binden pulverisierte Austernschalen - da vorwiegend aus Kalk bestehend - Salzsäure. Sie wurden schon seit jeher als Antacidicum bei Sodbrennen (d. h. als Mittel zur Behandlung von Magensäureüberproduktion) eingesetzt.

Tiere - Weichkäfer (Canthariden) und Ölkäfer (Meloidae):

Beide Käferarten kennt der Volksmund unter der Sammelbezeichnung „Spanische Fliege“. Sie enthalten in ihren Körperflüssigkeiten das farb- und geruchslose Cantharidin. Letzteres wirkt nach oraler Aufnahme schwellend sowie entzündend im Urogenitaltrakt und erzeugt Harndrang - weshalb es wohl auch zu den bekanntesten Aphrodisiaka zählt. Insbesondere in Kombination mit Bilsen wirken die getrockneten und pulverisierten Käfer äußerlich eingesetzt schmerzstillend bei Neuralgien (Nervenschmerzen).

Weichkäfer besitzen einen schmalen und langgestreckten Körperbau. Ihre auffälligen Färbungen (meist gelbe und rote Körpertönungen) können als Wartracht angesehen werden.

Sie verdanken ihren deutschen Namen dem weichen Außenskelett. Die Larven einiger Arten werden manchmal an warmen Frühlingstagen auf Schneeflächen auffällig und als Schneewürmer bezeichnet. Man findet Weichkäfer vor allem auf Doldenblüten und auf Wiesen, allerdings auch in Mischwaldbeständen von Buche und Fichte. Die Tiere sind Nützlinge, denn sie ernähren sich u. a. von Blattläusen, holzerstörenden Insekten und von Nacktschnecken.

Die blauschwarzen Ölkäfer hingegen sind Nektarfresser - sie zerstören nicht nur die von ihnen befallenen Pflanzen, sondern stellen darüber hinaus auch noch Brutparasiten für Bienen dar. Das von diesen Insekten als Fraßgift produzierte Cantharidin gilt als äußerst giftig, so dass der Einsatz dieses Mittels immer ein Vabanquespiel war und ist.

Tiere - Honigbienen (*Apis mellifera*):

Bienen als Tiere dürften seitens der Hagia kaum unmittelbar verwendet worden sein. Doch diese Tiere produzieren fünf äußerst wertvolle Naturstoffe, nämlich Honig, Tollhonig, Wachs, Blütenpollen und das Bienenkittharz Propolis. Das mitunter noch genannte Gelee Royal ist eine Entdeckung der Neuzeit und dürfte den Hagediessen noch nicht zur Verfügung gestanden haben; es wird daher hier auch nicht weiter beschrieben.

Der ganz zweifellos wichtigste Naturstoff der Bienen ist der Honig. Er entstammt ursächlich zwei Quellen, dies sind der Nektar blühender Pflanzen (Phloem-Saft) sowie der Honigtau. Einige Insekten wie bspw. Blattläuse, Ameisen u. a. stechen das saftführende Pflanzengewebe (Phloem) an, um Saft zu saugen. Sie scheiden einen Teil davon - den

Honigtau - wieder aus, welcher als zuckerreiche Flüssigkeit an der Pflanze heruntertropft, um von den Bienen gesammelt zu werden. Der Honig entsteht durch die Eindickung dieser beiden Arten von Nektar unter Zusatz von Fermenten aus dem Bienenorganismus im Honigmagen der Biene. Chemisch gesehen bildet Honig ein hauptsächlich aus Hexosen (Monosacchariden) bestehendes Gemisch, welches dem Menschen aufgrund des unmittelbaren Übertritts der Glucose ins Blut sofort zur Verfügung steht. Dies wirkt Erschöpfungs- und Ermüdungszuständen wirksam entgegen. Der menschliche Gebrauch des Honigs ist Höhlenmalereien zufolge mindestens 16000 Jahre alt. Bis zum Jahre 1747 (der Einführung der Zuckerrübe) war Honig das wichtigste Süßungsmittel. Seine Süßkraft übersteigt die des Zuckers bis hin zu Faktor Dreissig! Darüber hinaus wirkt Honig bakterientötend und entzündungshemmend. Es dürften u. a. diese nützlichen Eigenschaften gewesen sein, welche den Honig zum Met-Grundstoff gemacht haben - denn durch das Vergären seines Zuckeranteils entsteht Alkohol. Besonders in Verbindung mit der Küchenzwiebel (*Allium cepa*), welche bereits den Römern bekannt war, lässt sich aus Honig ein wirksamer Hustensirup herstellen - das Rezept: Man schält 2-3 Zwiebeln und viertelt sie. Dann mit $\frac{1}{4}$ l Wasser und 100 g Honig 5 bis 10 Minuten zugedeckt köcheln lassen (zu große Hitze zerstört die Wirkstoffe). Abseihen und noch heiß in kleinen Schlucken trinken. Neben der Verwendung von Honig als wertvolles Nahrungsmittel, als Heilmittel und als Alkohollieferant kann Honig je nach Wachsanteil auch als Salbengrundlage dienen.

Das Bienenwachs selbst ist ein Grundstoff für Kerzen. Als Toll- oder Gifthonig wird ein halluzinogen wirkender Honig bezeichnet, welcher allerdings nur regional eng begrenzt dort

anfällt, wo viele giftige Pflanzen blühen (Oleander, Stechapfel, Berglorbeer, Giftjasmin usw.). Dieser Honig enthält u. a. das Gift Andromedotoxin, welches für seine Wirkung verantwortlich zeichnet. Es ist allerdings unwahrscheinlich, dass Tollhonig seitens der Hagias oft benutzt worden ist, da psychoaktive Mittel immer an Zeremonien bzw. Rituale gebunden waren und der Tollhonig nicht permanent verfügbar gewesen sein kann - womit er als Ritualstoff praktisch ausscheidet.

Das Sammeln von Blütenpollen ist zumindest seit vorchristlicher Zeit bereits aus dem Mittelmeerraum bekannt. Möglicherweise hat Pollen daher den Hagazussas ebenfalls schon zur Verfügung gestanden. Pollen bilden aufgrund ihrer chemischen Zusammensetzung eines - wenn nicht sogar das - qualitativ wertvollste Nahrungsmittel überhaupt. Als Heilmittel eignet sich ihr Einsatz insbesondere bei Magen-Darm-Beschwerden, aber auch prophylaktisch gegen Mangelkrankungen und bei Heuschnupfen. Bei Heuschnupfen kann Pollen sehr erfolgreich zur Desensibilisierung benutzt werden. Dazu nimmt der Pollenallergiker während der pollenfreien Zeit im Winterhalbjahr wöchentlich 1 bis 2 Teelöffel voll als Nahrungsergänzung ein. Mit Beginn der Pflanzenblüte wird die Einnahme beendet. Der Heuschnupfen fällt dann i. d. R. weniger stark aus oder aber er unterbleibt gänzlich.

Die Verwendung von Propolis (oder von „natürlichem Penicillin“, wie das Harz seit dem 19. Jahrhundert im Volksmund auch bezeichnet wird) ist mindestens ebenso alt wie die von Pollen. Propolis gibt es seit 45 Millionen Jahren. Die Bienen sichern ihren Stock damit gegen Mikroorganismen. Bereits die alten Ägypter nutzten das

Harz aufgrund seiner konservierenden Eigenschaften bei der Einbalsamierung von Mumien. Seit einigen Jahrtausenden wird es weltweit zur Behandlung von Krankheiten sowohl innerlich wie auch äußerlich eingesetzt. Das Harz ist ein probates Mittel gegen Verdauungsbeschwerden, Hauterkrankungen, Warzen, Wundbrand, Zahnschmerzen, Blutvergiftung (Sepsis) u. a. Die Substanz findet sich an der Innenseite und am Einflugloch von Bienenstöcken. Sie hat antibiotische, fungizide, antivirale und antikanzerogene Eigenschaften. Volksmedizinisch gesehen ist Propolis neben Hanf das Allheilmittel schlechthin. Es handelt sich um ein dunkelbraungrünes, meist schwarzes, manchmal auch rötliches, sehr zähes und festes Harz; in gereinigter Form hell-sandfarben.

Rohpropolis enthält i. d. R. Faserteile aus dem Stock sowie Insektenteile, ist aber wirksamer als durch Umkristallisation in Alkohol gereinigtes Propolis. Zur Anwendung wird Propolis in kleinen Mengen direkt gegessen (Richtwert 3 mal täglich jeweils ca. 300 mg über einen Monat) oder aber auf die Verletzung aufgetragen. Der Auftrag funktioniert am besten als 12%ige Lösung in Alkohol (mit einer Alkoholkonzentration von deutlich mehr als 50 %, da sich das Harz andernfalls nicht löst). Entsprechend hochkonzentrierter Alkohol wird der Hagia wohl nicht zur Verfügung gestanden haben, so dass sie darauf angewiesen war, Propolis direkt zu verwenden. Heute ist Propolis aus der Medizin zwar praktisch verschwunden, aber noch immer genauso wirkungsvoll wie früher.

Der Grund für das Verschwinden dürfte in der alles andere als einheitlichen, stark schwankenden Zusammensetzung dieses Naturstoffes zu suchen sein - eben durch diese

Schwankungen ist Propolis nicht standardisierbar und somit für die Pharmaindustrie auch in finanzieller Hinsicht uninteressant. Der überwiegende Teil der im Propolis-Harz enthaltenen Wirkstoffe ist noch unbekannt bzw. unerforscht und für viele chemisch bekannte Wirkstoffe existiert noch nicht einmal ein Name. Propolis kann Hunderte oder Tausende verschiedener Stoffe enthalten. Die aktuelle und Pharma-lobbyistisch beeinflusste Gesetzgebung verhindert darüber hinaus wirksam, dass sich durch eine breite Verwendung von Propolis auf dem Wege der Eigenbehandlung eine Konkurrenzsituation ergibt. Die Imker dürfen es mangels Unbedenklichkeitsbescheinigung nicht von sich aus als Bienenprodukt anbieten, sondern nur auf ausdrückliche Anfrage eines Interessenten abgeben. Eine Unbedenklichkeitsbescheinigung aber ist an die exakte Kenntnis der Inhaltsstoffe gebunden. Doch die verändern sich im Falle des Propolis je nach Jahreszeit und Sammelort mitunter gravierend. Eine Unbedenklichkeitsbescheinigung ist folglich gar nicht möglich. Unter medizinischen Gesichtspunkten ist dies im Grunde nicht nachvollziehbar. Propolis ist daher zwar nicht illegal, aber auch keine reguläre Handelsware. Es ist ein überaus wirksames Universalheilmittel in einer rechtlichen Grauzone.

Mineralische Stoffe - Ruß (C) und Pech:

Der Begriff „Ruß“ muss zunächst einmal erläutert werden - er ist nämlich durchaus irreführend. In alten Zeit wurde das Wort „Ruß“ für zwei völlig gleich aussehende Stoffe verwendet. Der eine Stoff war der zerpulverte Fruchtkörper des Mutterkorn-Pilzes und damit aufgrund seines Ergolinderivat-Gehaltes hochgiftig und auch sehr stark psychoaktiv. Um diesen „Ruß“ geht es hier nicht! Der

andere Stoff kennzeichnete früher jedwede Form von zermahlener Kohle, also von Kohlenstoff. Nun ist aus den Vorzeiten nur wenig über aktiven Kohlebergbau, hingegen wohl aber einiges über die Köhlerei überliefert. Es darf daher davon ausgegangen werden, dass sich „Ruß“ primär auf zermahlene Holzkohle bezieht. Derartige Holzkohle ist in jeder Hinsicht am brauchbarsten, wenn sie von der Weide (*Salix alba*) stammt, da diese Kohle feinporiger und folglich aktiver als bei jedem anderen Holz ist. Dieser Ruß konnte als Mittel gegen Durchfallerkrankungen (als Vorläufer heutiger Aktivkohle) sowie als adsorbierendes Antidot bei Vergiftungen verabreicht werden.

Mitunter findet man Rezepturen von „Hexensalben“, in welchen Ruß vorkommt. Hier ist nicht klar zu erkennen, um welche Art von „Ruß“ es sich gehandelt haben mag. Kohlenstoff-Ruß kann in derartigen Zubereitungen durchaus zum Zwecke der Abmilderung (durch Absorption von Toxinen) eingesetzt worden sein, während Mutterkorn-„Ruß“ quasi als Booster gedient hätte. Daneben wird Kohlenstoff-Ruß noch als Färbemittel, wahrscheinlich insbesondere im Rahmen der rituellen Bemalungen, gedient haben. Diese Rolle teilt der Ruß mit anderen anorganischen Pigmenten, insbesondere dem Ocker, welcher je nach Eisengehalt Färbungen von gelb bis tiefrot aufweisen konnte. Derartige Pigmente sollen hier allerdings nicht mehr näher behandelt werden; der Ruß diene exemplarisch als Farbstoff. Die Pigmente wurden pulverisiert und mit (Tier-) Fett und Wasser zu einer streichfähigen Paste verarbeitet, mit welcher man sich einrieb.

Eine andere Form von Kohlenstoff ist zusätzlich zu erwähnen - nämlich Bitumen, Teer, Asphalt, Naphta,

Petroleum oder kurz: Pech. Dieser Stoff entstand durch die so genannte „trockene Destillation“ in Kohlelagerstätten auf natürliche Weise und beinhaltet chemisch gebundenen, öl- oder wachsartigen Kohlenstoff. Er kommt natürlich in Ölsanden vor - dies sind Materialien, welche die Spalten in oberflächennahen Sedimentgesteinen füllen. Da Pech bzw. Asphalt bereits um 10000 v. Chr. in Mesopotamien und um 100 v. Chr. in Pompeji verwendet worden ist, kann davon ausgegangen werden, dass es im Zuge der Völkerwanderung auch zu den Kelten und folglich zu den Hagias gelangte.

Diese konnten u. U. sogar auf regionale Vorkommen zurückgreifen - so bspw. im Elsass oder in Niedersachsen. Pech wurde schon seit alters her als Mörtel für Lehmziegel, als Farbstoff und als Dichtmaterial (sowohl bei Bauwerken wie auch bei Booten und Schiffen) eingesetzt. Daneben fand es als Wund- und Heilsalbe Verwendung. Noch heute gibt es Heil- und Zugsalben auf dieser Grundlage. Später im Mittelalter diente es gar als Waffe (indem man Angreifer mit kochendem Pech von Burgmauern aus überschüttete oder indem Pech-basierende Brandpfeile benutzt wurden).

Mineralische Stoffe - Silber (Ag):

Silber kommt natürlich in gediegener Form vor. Man fand und findet es als Begleitmineral von silberhaltigen Erzen, bspw. im Harz, in Böhmen oder in Sachsen. Bereits in vorchristlicher Zeit galt Silber als Zahlungsmittel und schon die Kelten des dritten Jahrhunderts v. Chr. betätigten sich als Geldfälscher und kopierten vereinzelt Silbermünzen nach griechischem Vorbild.

An der Luft läuft Silber an. Es bilden sich gelbliche, braune, graue und schwarze Oxide und Salze. Diese Salze sind (wenngleich auch nur sehr minimal) wasserlöslich und i. d. R. sehr toxisch. Aufgrund der Toxizität und der minimalen Löslichkeit wirken entsprechende „Silberlösungen“ stark antiseptisch (desinfizierend). Daraus resultierte auch der seit alters her überlieferte Brauch, eine gereinigte Silbermünze auf eine offene Wunde zu legen – ein Brauch, welcher (wie mir aus eigener Erfahrung bekannt ist) in ländlichen Gegenden Norddeutschlands noch bis 1974 (dem Ende der Prägung von silbernen 5-DM-Stücken) gepflegt worden ist.

Blut ist im Grunde nichts weiter als eine wässrige Lösung und kann daher desinfizierende Silberionen aus dem Material herauslösen – was zur beschleunigten Heilung führt. Unterstützt wird der Löseprozess durch ein saures Milieu (z. B. durch Wein, Weidenrinde, Sauerklee etc.). Die Wirkung einer Silbermünze auf der Wunde wird daher durch die Kombination mit sauren Naturstoffen potenziert. Es ist anzunehmen, dass die Verwendung silberner Athamen seitens der Hagias mit diesem Effekt in Verbindung gebracht werden kann.

Mineralische Stoffe - Salz (NaCl):

Durch den Prozess der Seßhaftwerdung hatten die früheren Jäger und Sammler ihre Ernährung von fast reiner Fleisch- auf mehr und mehr Pflanzennahrung umgestellt. Dadurch reduzierte sich ihre Salzaufnahme sehr stark, so dass Salz ein begehrtes Gut wurde. Es entstammte dem Untergrund (Steinsalz bzw. Auskristallisationen von Solequellen) sowie dem Meersalz. Zumindest aus Österreich (Hallstadt) ist auch ein Untertageabbau aus vorchristlicher Zeit dokumentiert

worden. Salz weist eine natürliche Heilkraft auf, um welche auch schon die Hagias wussten. Unsere ganze geschichtliche Bäderkultur basiert ja auf der reinen Anwendung von Wasser und Salz. Daneben war es ein unverzichtbares Grundnahrungs- und Konservierungsmittel (vor allem für Fleisch im Winter) sowie ein Hilfsstoff beim Gerben von Fellen. Salz wurde oftmals als Tauschgut anstelle von Geld verwendet und war somit überaus wertvoll. Die Hagia dürfte es daher neben den Heilzwecken auch als Opfergabe für die Götter mit angewandt und rituell eingesetzt haben.

Mineralische Stoffe - Schwefel (S):

Schwefel zählt den wenigen natürlich vorkommenden Elementen - nämlich überall dort, wo es Vulkane und vulkanische Fumarolen sowie Schwefelquellen gibt. Schwefel wird schon in vorchristlicher Zeit erwähnt und dürfte aufgrund der weitreichenden keltischen Handelsbeziehungen auch den frühen „Hexen“ bereits zur Verfügung gestanden haben. Seine Verwendung zu Heilzwecken muss allerdings eher eingeschränkt gewesen sein. So wirkt zerpulverter Schwefel in kleinen Mengen oral aufgenommen leicht abführend, während er fein verteilt auf der Haut die Wundheilung unterstützen kann (z. B. als Salbenpaste auf Tierfett-Grundlage). In Mischung mit stark oxidativen Stoffen wie bspw. getrocknetem Fledermausdung („Guano“, welcher grosse Mengen an Kaliumnitrat „Salpeter“ enthält) setzt er bei Anfeuchtung oder Hitze nach und nach in kleinsten Mengen das stechend riechende Gas Schwefeldioxid frei, welches Ungeziefer vertreibt. Bei der Verbrennung an der Luft entstehen größere Mengen dieses Gases, was einer rituellen Verwendung entsprochen haben dürfte (Beschwörung von Geistern u. ä.).

Sehr viel später im Mittelalter war Schwefel eine der Grundkomponenten des Schwarzpulvers. Schwarzpulver war das erste Schießpulver. Es setzt sich aus 75 % Salpeter, 15 % Kohlenstoff (vorzugsweise Weiden-Holzkohle) und 10 % Schwefel zusammen. Alle drei Stoffe wurden trocken gut vermahlen und miteinander vermengt. Je feiner das Pulver war, desto brisanter war auch hinterher die Gesamtmischung. Der Wirkungsgrad der Mischung liess sich durch das so genannte „Corning“ noch sehr deutlich steigern. Beim Corning wurde die o. a. fertige Mischung mit etwas Wasser zu einer streichfähigen Paste verrührt, gründlich (Luft-) getrocknet und anschließend erneut zu einem staubfeinen Puder zermahlen. Der Prozess bewirkte ein Lösen des Salpeters, so dass er in die Kohlenstoffporen eindringen konnte. Auf seinem Weg dorthin transportierte er auch Schwefelpartikel in den Kohlenstoff, was für eine optimale Durchmischung und damit für eine maximierte Verbrennungsreaktion sorgte.

Mineralische Stoffe - Arsenik (As_2O_3):

Arsenik – auch „Hüttenrauch“ genannt - kommt als natürliches Arsenmineral Arsenolith in den Vererzungszonen von Karst und Schiefer vor (z. B. in den österreichischen Hohen Tauern oder in der Schwäbischen Alb). Obgleich Arsenik in höchstem Maße giftig ist, wurde es schon seit jeher in winzigsten Mengen als maskulines Aphrodisiakum (ca. 600 $\mu\text{g}/\text{Dosis}$) und gegen Appetitlosigkeit sowie als Tonikum (max. 2 mg/Dosis) eingesetzt. Darüber hinaus ist es noch ein Novum: Arsen in Form von Arsenik ist das einzige bekannte anorganische Halluzinogen (bei ca. 8 mg/Dosis). In Mengen ab etwa 60

mg/Tagesdosis gilt es als tödliches Gift - in noch höheren Konzentration wurde es auch früher mit Fett vermischt als Rodentizid (Mittel gegen Mäuse und Ratten, so genannte „Mäusebutter“) eingesetzt.

Diese Wirkungen dürften zumindest z. T. auch bereits den Hagias bekannt gewesen sein. Ihr Problem beim Einsatz von Arsenik als Heilmittel bestand wahrscheinlich hauptsächlich darin, das Mineral auf ein dosierbares Maß „herunterzuverdünnen“. Ein praktikables Verfahren dabei sieht so aus: Ca. 1 g des Minerals wird sorgfältig zu einem staubfeinen, weißgrauen Pulver zermahlen. Nach Zugabe von genau 9 g Ruß oder Mehl wird alles gründlichst vermischt. Davon 1 g abnehmen. Dieses enthält jetzt $0,1 \text{ g} = 100 \text{ mg}$ Arsenik. Das mit 9 g Ruß oder Mehl gründlichst vermischen. Davon wieder 1 g abnehmen. Dieses enthält jetzt 10 mg Arsenik. Das mit 9 g Ruß oder Mehl gründlichst vermischen. 1 g dieser letzten Verdünnungsstufe enthält nun genau 1 mg Arsenik und erlaubt so die zuverlässige Dosierung. Da den Hagias (noch) keine hochgenauen Waagen zur Verfügung standen, wird das Abmessen von ca. 1 g des Minerals wohl durch den Vergleich mit Pflanzensamen von konstantem Gewicht (z. B. Johannisbrot, dessen Samen so hart sind, dass sie nicht eintrocknen und daher konstant 0,18 g wiegen) erfolgt sein.

Arsenik wirkt in geringen Mengen als Stärkungsmittel für Mensch und Tier, vor allem beim Pferd: Betrügerische Bauern fütterten in späteren Zeiten ihre alten Gäule mit Arsenik, um sie besser verkaufen zu können („Roßtäuscher“). Magere, ausgezehrte Pferde erhalten durch kleine Arsenikgaben einen gesunden, feurigen Anschein. Vor allem das Haar wird dadurch schön glatt und glänzend.

Arsenik wurde bei den Pferden entweder unter das Futter gemischt oder aber in einem Stoffsäckchen an die Gebißstange des Zaumzeugs gebunden. Auch Pferde, die Lasten durch das Gebirge transportieren mussten, erhielten Arsenik - in diesem Falle aber insbesondere als Tonikum zur Leistungssteigerung.

In diesem Sinne wurde es auch vom Menschen, von den „Arsenikessern“, verwendet. Als Arsenikesser bezeichnete man Personen, welche regelmäßig kleine Mengen Arsenik als Droge zu sich nahmen. In der Neuzeit galt Rasputin (Grigori Jefimowitsch, eigentl. G. J. Nowych, 1865-1916) als Arsenikesser, welcher dadurch seine Potenz enorm steigerte, auf diese Weise die Zarin beeindruckte und so indirekt den Hof und die Regierung des Zaren Nikolaus II. maßgeblich beeinflusste - was letztendlich zur Oktoberrevolution in Rußland geführt hat. Rasputin wurde durch die Aufnahme großer Mengen von Arsenik teilimmun, so dass seine Vergiftung damit scheiterte und er schließlich erschossen worden ist.

Pflanzen - Bilsen (*Hyoscyamus niger*):

Bilsen gilt als die Hexenpflanze schlechthin und so lautet auch einer ihrer volkstümlichen Namen „Hexenpflanze“. Eine anderer volkstümlicher Name, nämlich „Tollkraut“, weist bereits auf die psychoaktive Wirkung hin – Berauschte wähen sich mitunter in Tiergestalt und tollten herum. Bilsen zählt zur Familie der Solanazeen. Das ein- bis zweijährige Kraut wächst auf nährstoffreichem Lehm oder Sand, an Wegrändern, Mauern und Schutthalden. Es braucht sehr stickstoffhaltigen Boden.

Im Mittelalter soll Bilsen verbreiteter als die Brennessel gewesen sein; heute ist die Pflanze vom Aussterben bedroht. Die Pflanzenreliefs des bereits erwähnten keltischen Gundestrupkessels weisen eine auffällige Ähnlichkeit mit Bilsenblüten auf. Der Fund des bronzenen keltischen Spiegelrahmens aus Desborough (England) weist typische kreis- und halbkreisförmige Muster auf, welche den Bilsensamen zum Verwechseln ähnlich sehen - Kunst oder stilisierte Pflanze? Auch bei einem in Amfreville (Frankreich) gefundenen keltischen Helm gibt es gleiche Gravuren. Häufig enden die Bilsensaat-ähnlichen Halbkreismuster in Tierköpfen - ist dies als Hinweis auf die Wirkung des im Bilsen enthaltenen Scopolamins, auf die o. e. „Tierverwandlung“, zu deuten?

Tatsache jedenfalls ist, dass die Nutzung des Bilsens bereits den Ahnherrinnen der „Hexen“ bekannt war. Verwendet wurden Wurzel, Blätter während der Vegetationsperiode, Blüten während der Blütezeit von Juni bis September und die Samen gegen Ende der Blütezeit. Alle Pflanzenteile enthalten als Wirkstoffe (S)-Hyoscyamin, Scopolamin (T+ - Einstufung!) und Atropin „(+)-Hyoscyamin“ (T+ - Einstufung!) sowie weitere Tropanalkaloidderivate als Nebenalkaloide. Die hautgängigen Wirkstoffe konzentrieren sich am stärksten in der Wurzel und in den Samen.

Scopolamin erzeugt ein hocherotisches Gefühl des Fliegens. Bilsen wurde in der Vergangenheit sehr vielfältig eingesetzt. Überliefert sind jedoch nur noch wenige Rezepte. Gerade die Salben mit ihren sehr gering zu dosierenden Mengen demonstrieren eindringlich die Potenz der Pflanze. Die Wirkungen setzen im allgemeinen binnen 15 Minuten ein und halten mehrere Stunden bis zu 4 Tage vor. Ein Rezept

beispielsweise besagt, dass Pflanzenteile trotz des abstossenden Geruchs gekaut worden sein sollen: Werden 2 oder 3 Blätter Bilsen oder einige wenige (ca. 2-3) der mohnähnlichen Samen gekaut, so führt dies zu Halluzinationen, welche einige Stunden anhalten. Bad Trips sind möglich, ebenso Vergiftungen. Blätter in Mengen über 0,5 g sind giftig, dies entspricht etwa 5 mg an Gesamtalkaloiden.

Verbreiteter war aber wohl die Verwendung als Hexen- oder Flugsalbe. Dazu vermischte man zu gleichen Teilen Bilsenkraut, Tollkirsche, Giftlattich und Mohn mit Tierfett (z. B. Schmalz) zu einer salbenartigen Konsistenz und strich es auf die Haut (oder z. T. auch auf die Nasenschleimhaut) auf. Die Folge waren bis dreitägiger, ekstatischer Halbschlaf, Halluzinationen, Realitätsverlust (weshalb die Hagia den „Trip“ auch immer begleiten musste) und Schmerzbefreiung - oder aber der Tod infolge Vergiftung. Die Hagediessen sollen derartige Salben anlässlich ihrer Rituale hergestellt und verwendet haben.

Es ist auch überliefert, dass man Sitzmöbel heimlich mit kleinen Mengen solcher Salben präparierte, um Ratsuchende mit Hilfe der hautgängigen Wirkstoffe in einen Rausch zu versetzen und so von den eigenen mystischen Fähigkeiten zu beeindrucken. Eine sehr (!) geringe Menge dieser Salbe, auf die Vagina aufgestrichen, diente lt. Kotschenreuther den Frauen früher als extrem starkes Aphrodisiakum - bis hin zur Nymphomanie (mittelalterliche „Liebessalbe“). Die Drogenkonzentration in der Pflanze ist schon von Natur aus derart hoch, dass eine Dosierung von vornherein schwierig war. Man nutzte Bilsenextrakte daher auch als Pfeilgift und das Öl zum Fischfang.

Als halluzinogen wirkendes Schlaf- und Schmerzmittel wurde ein zerkleinertes Blatt Bilsenkraut mit kochendem Wasser übergossen und dieser Tee nach einem kurzen Zeitraum des Ziehens getrunken. Die Toxizität hielt die spätere Bevölkerung auch nicht davon ab, Bilsensamen im Verhältnis 40 g auf 25 Liter Flüssigkeit bei der Bierherstellung mit zu vergären, was zu einem sehr starken „Rauschbier“ führte. Vergiftungen damit blieben nicht aus und führten zum Erlass des „Deutschen Reinheitsgebotes für Bier“.

Die Pflanze ist hochgiftig. Vergiftungssymptome sind Zentralsedierung, heiße Haut, Gesichtsröte, trockene Schleimhaut, Schluckbeschwerden, Durchfälle, Heiserkeit, Pupillenveränderung (Erweiterung), Sehstörungen, Herzbeschwerden, manchmal Erregung bis hin zur Tobsucht, Pulsbeschleunigung, meist narkoseähnlicher Schlaf, Halluzinationen. Es sind auch Weinkrämpfe und Rededrang (daher ein von Kotschenreuther beschriebener Einsatz als Wahrheitsserum) möglich.

Meistens wechselt die Anregung des zentralen Nervensystems nach einer Weile zu einer Lähmung desselben, wodurch der Vergiftete oft in tiefen Schlaf fällt, in dem er starke lebhaftere Träume von meist sexueller Natur hat. Bei starker Dosierung kommt es infolge der Lähmung des zentralen Nervensystems zu einer Lähmung des Atemzentrums und zum Tod. Bereits 15 Samenkörner können für Kinder tödlich wirken.

Pflanzen - Eisenhut (*Aconitum napellus*, *Aconitum vulparia*, *Aconitum lycoctonum* u. a.):

Der Begriff „Eisenhut“ ist eine Gattungsbezeichnung für eine Reihe verschiedener Pflanzen aus der Familie der Hahnenfußgewächse, „Ranunculaceae“. Alle diese Pflanzen sind einander hinsichtlich ihrer Wirkstoffe sehr ähnlich und unterscheiden sich in erster Linie durch die Farben. Wenn von „Eisenhut“ die Rede ist, dann ist jedoch meist der Blaue Eisenhut gemeint, da er den höchsten Wirkstoffgehalt der europäischen Eisenhutarten aufweist.

Eisenhut kommt wildwachsend in den Alpen und in europäischen Mittelgebirgen, an feuchten Stellen, auf überdüngtem Boden, an Wegen und an Bachufern vor, wobei die Pflanze schattige Stellen bevorzugt. Früher war die Pflanze wesentlich häufiger als heutzutage, wo sie - da vom Aussterben bedroht - unter Naturschutz steht.

Der Blaue Eisenhut gilt als die mit Abstand giftigste Pflanze Europas. Schon die Berührung der Pflanze mit der Haut kann ein Kribbeln und Halluzinationen auslösen. Mit Blüten spielende Kinder sind bereits gefährdet (Giftaufnahme über intakte Haut und Schleimhaut!). Vergiftungen durch bloßes Halten der Wurzelknolle in der Hand sind bei Gartenarbeitern beschrieben worden. Die Giftigkeit der Pflanze war auch den frühen Völkern bereits bekannt. So sollen die Germanen getrocknete, zerpulverte Eisenhut-Wurzel mit etwas Fett oder Honig vermischt auf die Pfeilspitze appliziert und diese Giftpfeile zur Wolfsjagd, aber auch in Stammeskriegen, eingesetzt haben.

Ein Blatt der Pflanze auf die schmerzende Stelle gelegt galt als Lokalanästhetikum. Eine Mischung zu gleichen Teilen von Eisenhutwurzel, Pappelzweigen und Ruß mit Speck eingekocht soll stark verdünnt als Salbe gegen Ischias, Rheuma und als Schmerzmittel eingesetzt worden sein. Dabei ist allerdings unklar, ob mit „Ruß“ nun zermahlene Holzkohle oder zermahlener Mutterkornpilz gemeint ist.

Eines jedoch haben alle überlieferten Eisenhut-Rezepte gemeinsam: Sie sind niemals für die orale Anwendung - also für die Einnahme - bestimmt gewesen, sondern waren durchweg nur äußerlich anzuwenden. Der Grund dafür dürfte im Wirkstoff Aconitin zu suchen sein, einem der potentesten Gifte überhaupt. Aconitin ist hautgänglich und die Literatur gibt Mengen von 500 bis 700 µg/kg Körpergewicht als hundertprozentig tödlich für Erwachsene an.

Tollhonig weist mitunter Spuren von Eisenhut auf. Dies beruht jedoch nicht auf einer Sammlung des Nektars an sich (der Saugrüssel der Honigbienen ist für die Blüten zu kurz und nur die Gartenhummel kann den Nektar erreichen - deswegen gilt Eisenhut auch als typische „Hummelblume“), sondern auf dem Sammeln von Honigtau. Da das aber nur in vergleichsweise geringer Menge geschieht, besteht mit Ausnahme des Tollhonigs im allgemeinen keine Gefahr. Aufgrund der Verwendung durch die alten Germanen ist es unausweichlich, dass der Eisenhut auch den Hagias bekannt gewesen sein muss.

Pflanzen - Tollkirsche (*Atropa belladonna*):

Die Tollkirsche diente in früheren Zeiten als Aphrodisiakum, Halluzinogen und Schmerzmittel. Der

volkstümliche Name „Irrbeere“ weist bereits darauf hin, dass die Pflanze hochgradig psychoaktiv ist. Sie wächst auf lehmigem oder kalkigem Boden im Halbschatten, meist in Mischwäldern, an den Waldrändern, nahe Lichtungen oder auf verwilderten Plätzen. Zur Anwendung gelangten Blätter, Blüten, Beeren und Samen.

Auch die Tollkirsche war eine Standardkomponente der Hexen- oder Flugsalben. Ein überliefertes Rezept bspw. besagt: „Eine Speckschwarte in Wasser kochen lassen. Das sich an der Oberfläche sammelnde Fett abschöpfen und in ein Gefäß geben. Getrockneten und zerpulverten Sellerie, Eisenhut, Pappelzweige, Weihrauch, Tollkirschenfrüchte zu gleichen Teilen mischen und mit dem Fett zu einer Salbe vermengen. Die Haut mit sehr wenig davon an den empfindlichsten Stellen einreiben.“

Daneben gibt es vereinzelte Berichte über das rituelle Rauchen und Verräuchern von Tollkirschenblättern und -blüten. Für das Rauchen sprechen auch die physikalisch-chemischen Daten der Wirkstoffe: Sie dürften rauchgängig sein. Daneben existieren auch noch Berichte über die Anwendung der Tollkirsche in Teezubereitungen - je nach Menge als Aphrodisiakum, Halluzinogen oder als Mordgift.

Die Pflanze enthält als Wirkstoff vorwiegend Atropin, daneben aber auch noch Scopolamin, Hyoscyamin und Spuren von Tropan-Nebenalkaloiden. Der Atropingehalt ist in der Wurzel am höchsten. Die Anwendung dieser Pflanze muss hochgradig gefährlich gewesen sein. Man geht davon aus, dass 3 bis 4 Beeren für Kinder und dass 10 bis 12 Beeren oder 30 bis 40 Samen für einen Erwachsenen tödlich sind. Die Intoxikation (Vergiftung) beginnt bereits sehr viel

früher und wird von den halluzinogenen Wirkungen begleitet. Diese führen zu einem derart totalen Realitätsverlust, dass sogar Tobsuchtsanfälle, Selbstverstümmelung oder Suizid möglich sind.

Es war früher die Aufgabe eines erfahrenen Führers - in diesem Fall also der Hagia - rechtzeitig und schützend einzuschreiten. Bekannt beim Solanazeenrausch durch Tollkirsche ist ferner die Tatsache, dass die Vergifteten sich in Tiergestalten verwandelt wähnen, wobei wahrscheinlich aufgrund von Hautparaesthesien die Empfindung des Wachsens von Federn und Haaren die durch erotische Phantasien geprägte Halluzinose gestaltet (hier dürfte die Mär von der Tierverwandlung ihren Ursprung haben). Bei all diesen Zuständen ist der Berauschte laut, gesprächig, unruhig, lacht, scherzt und unterhält sich lebhaft mit Personen, welche gar nicht anwesend sind - also mit „Geistern“. Es gibt etliche alte Hexenrezepte, welche auf die Tollkirsche zurückgreifen. Bei ihnen fällt auf, dass sehr oft Tollkirsche und Eisenhut kombiniert worden sind.

Diese Kombination dürfte jedoch die Giftigkeit nicht gesteigert haben - im Gegenteil. Atropin und Aconitin schwächen einander gegenseitig ab, wirken also wie Gift und Gegengift - und lassen dadurch u. U. die halluzinogenen Effekte stärker hervortreten. Wie es den Hagediessen aber gelungen sein kann, eine Mischung mit so einer Gegensteuerung zu entwickeln und dann auch noch deren Dosierung zu kontrollieren, wird wohl für immer ein völliges Rätsel bleiben.

Pflanzen - Johanniskraut (*Hypericum perforatum*):

Das Echte Johanniskraut ist eine zur Familie der Johanniskrautgewächse zählende, bis zu 1 m hohe, kahle und mehrjährige Pflanze, welche schon seit jeher für „weißmagische“ Rituale verwendet worden sein soll. Daraus resultieren auch die volkstümlichen Namen „Hexenkraut“ und „Elfenblut“. Dies verwundert nicht, wenn man sich einmal ansieht, wogegen Johanniskraut eingesetzt werden kann: Nervosität, Schlafstörungen, Bettnässen, Krämpfe, Magenbeschwerden, Magengeschwüre, Leberbeschwerden, Würmer, Migräne (vorbeugendes Kurmittel), (leichte) Depressionen, (Spannungs-) Kopfschmerzen, Verstimmung, Antriebsarmut, SAD („Saisonal Abhängige Depression“, Winterdepression), Potenzschwäche, Menstruations-Beschwerden, Angstzustände, Hexenschuss (äußerlich), Gicht (äußerlich), Rheuma (äußerlich), Krampfadern (äußerlich), Schmerzlinderung (äußerlich), Wundheilung (äußerlich), Blutergüsse (äußerlich), Gürtelrose „Herpes Zoster“ (äußerlich), Entzündungen (äußerlich) und Verbrennungen bzw. Brandwunden (äußerlich).

Als Wirkstoffe in dieser vielseitig verwendbaren Pflanze sind insbesondere das antiviral und entzündungshemmend wirkende Hypericin und das antibiotisch wirkende Hyperforin zu nennen, beide sowohl in heißem Wasser wie auch in Alkohol löslich. Daneben sind in nennenswertem Maße noch die im Unterleib durchblutungsfördernd wirkenden Tannine enthalten. Entsprechend der Wasser- und Alkohol-Löslichkeit dieser Wirkstoffe wurde (und wird) Johanniskraut in erster Linie als Tee oder aber als alkoholische Zubereitung eingesetzt.

Ein Teerezept sieht vor, 2 bis 3 Teelöffel getrocknetes Kraut mit etwa 150 ml siedendem Wasser zu übergießen, etwa zehn Minuten ziehen zu lassen und durch ein Teesieb zu geben. Davon dann über mehrere Wochen jeweils morgens und abends eine Tasse voll trinken. Für einen Johanniskrautwein wurden 20 g der ganzen Pflanzen oder getrockneter Blüten in 1 Liter trockenem Weißwein einlegt, eine Woche stehen gelassen und dann abfiltriert. Ein solcher Wein gilt als Mittel gegen Potenzschwäche. Die aphrodisische Wirkung entsteht durch das darin enthaltene Tannin, welches das Nervensystem und insbesondere die Durchblutung im Genitalbereich anregt. Von dieser Rezeptur leitet sich der volkstümliche Pflanzename „Stolzer Heinrich“ ab. Bei einem weiteren Rezept (gegen SAD und als Migräneprophylaxe) nimmt man 20 Teelöffel getrocknetes Kraut und lässt es für eine Woche lichtgeschützt in 0,7 l Doppelkorn ziehen – davon dann täglich 1 bis 2 Schnapsgläser voll trinken. Als äußerlich anzuwendende Breipackung nahm man frisches, zerstampftes Pflanzenmaterial (vorzugsweise Blüten) und fixierte dieses auf dem verwundeten Körperteil.

Die Anzahl der Johanniskrautrezepte ist Legion und auch noch heute wird die Pflanze häufig verwendet. Um das Jahr 1990 herum wurde festgestellt, dass Johanniskraut bestimmte Enzyme, welche für den Abbau von Arzneistoffen verantwortlich sind, induziert, was zu einem verstärkten Abbau des Arzneistoffes führt. Betroffen sind neben Herzglykosiden und Gerinnungshemmern auch verschiedene Kontrazeptiva (Antibabypillen) - dies sollte jede Konsumentin beachten: Johanniskraut vermag also die Antibabypille unwirksam zu machen. Ferner gilt es bei dieser Pflanze zu berücksichtigen, dass sie photosensibilisierend

wirkt, also die Haut lichtempfindlicher macht und dass sie ein so genannter MAO-Hemmer ist.

Dazu eine kurze Erläuterung: Das Enzym Monoaminoxidase, kurz „MAO“, dient dem Abbau biogener Amine. Solche befinden sich bspw. in Form des Tyrosin und des Tyramin bereits in der Nahrung oder aber die Nahrung enthält Phenylalanin, welches von der menschlichen Leber in Tyrosin umgewandelt wird. Typische aminreiche Lebensmittel sind Käse (speziell Hüttenkäse), Dauerwurst (speziell Salami), Fischkonserven, gesalzene Heringe, Wein (speziell Rotwein), Bohnen, Bananen, Ananas, Bier, Sauerkraut, Schokolade, Leber, Hefeextrakt, Avokados, Sojabohnen, Erdnüsse, Mandeln, Thunfisch, Rindfleisch, Forelle, Weizenkeime, Kakao, Schalentiere, Tomaten, Kartoffeln, Peperoni, Corned Beef und Fleischextrakte. Daneben werden biogene Amine aber auch im Darm durch Bakterien gebildet oder sie entstehen in eiweißreichen Nahrungsmitteln durch Zersetzungs Vorgänge bei der Lagerung wie bspw. durch die Milchsäuregärung.

Ohne den Abbau der biogenen Amine können bedrohliche Blutdrucksteigerungen, Kopfschmerzen, Sodbrennen, Erbrechen und Durchfälle sowie letale Hirnblutungen auftreten. Biogene Amine sind allerdings auch die Botenstoffe oder Neurotransmitter Noradrenalin, Dopamin, Melatonin und Serotonin, welche vom Körper selbst gebildet werden. Sie regeln die Kommunikation der Nervenzellen untereinander und sorgen in hinreichender Menge für Zufriedenheit und Glücksgefühle. Gerade Dopamin und Serotonin werden daher auch als „Belohnungs-“, und „Glückshormone“ bezeichnet. Melatonin schaltet den Körper auf „Nachtbetrieb“ um.

Seine Bildung wird durch Sonnen- (UV-) Strahlung vermindert, so dass es nur in der dunklen Jahreszeit vermehrt auftritt. Zuviel davon bewirkt die so genannte SAD (Saisonal Abhängige Depression, Winterdepression), welche im Extremfall bis hin zum Suizid führen kann. MAO baut dieses Amin ab.

MAO baut aber auch Serotonin und Dopamin ab, mitunter sogar in stärkerem Maße als erwünscht. Ein Mangel an Serotonin bspw. steht mit Migräne im Zusammenhang und löst Depressionen durch die Verschlechterung der Kommunikation zwischen den hirneigenen Nervenzellen aus. An dieser Stelle setzen die MAO-Hemmer (kurz MAOH oder engl. MAOI) an. Biogene Amine aus der Nahrung werden dann nicht mehr abgebaut, sondern in der Leber ausgefiltert und in der Gallenblase gesammelt. Durch die Ausschüttung von Cholecystokinen (z. B. nach fettem Essen) kommt es zu Kontraktionen der Gallenblase und die hochkonzentrierten Amine werden in den Dünndarm ausgeschüttet. Von dort aus erreichen sie über das Blut das Gehirn. MAOH wie das Johanniskraut machen folglich durch die Hemmung der MAO-Aktivität biogene Amine oral verfügbar.

Biogene Amine können sehr stark psychoaktiv sein, wenn sie an die hirneigenen Rezeptoren andocken - insbesondere Tryptamin, DMT und Bufotenin, aber auch alle anderen auf „-in“ endenden Wirkstoffe. Auch führt der aufgrund der MAO-Hemmung fehlende Serotoninabbau zu einem höheren Serotoninspiegel. Dies wiederum bewirkt mehr Zufriedenheit, mehr Selbstvertrauen und mehr Glücksgefühle. MAOH-Pflanzen nehmen daher schon seit

alters her eine bevorzugte Stellung bei den phytomedizinischen Wirkstoffen ein.

Der Einsatz von MAOH ist allerdings auch ein zweiseitiges Schwert, denn die MAO-Aktivität folgt einem sehr fein ausbalancierten Gleichgewicht. Die gleichzeitige Zufuhr von MAOH und biogenen Aminen oder von MAOH und in die Botenstoffbildung eingreifenden Substanzen kann lebensbedrohliche Folgen haben. Die Intoxikationssymptome beginnen dabei frühestens 45 Minuten, manchmal aber auch erst 12 bis 72 Stunden nach der Aufnahme. Zu berücksichtigen ist ferner, dass MAOH-Präparate auf eine Langzeitwirkung ausgelegt sind und daher i. d. R. 2 bis 5 Wochen bis zur völligen Ausschwemmung aus dem Körper benötigen können. MAOH darf man folglich nur dann einsetzen, wenn Inkompatibilitäten langfristig beachtet und ausgeschlossen werden. Andernfalls ist auch noch bis zu 3 Tagen nach der Aufnahme mit einem plötzlichen, unerwartetem „Flashback“ (welcher sehr unfallträchtig sein kann) oder mit anderen Nebenwirkungen zu rechnen. Das Johanniskraut selbst ist folglich nicht giftig. Es kann aber bei unsachgemäßer Anwendung andere Stoffe „giftig“ (oder psychogen wirksamer) werden lassen. Es ist allerdings unklar, ob den Hagias auch dieser Effekt bekannt war.

Pflanzen - Kamille (*Chamomilla recutita* bzw. *Matricaria chamomilla*):

Kamille (auch Mutterkraut, Erdapfel oder Kummerblume genannt) wächst in den gemäßigten Breiten wild an Wegesrändern und auf verwildertem Ackerland. Die Verwendung der „Echten Kamille“ reicht bereits bis weit in

die vorchristliche Zeit von Römern, Griechen und Germanen zurück. Die Kamille liefert ein Cumarin-haltiges, ätherisches und blaugefärbtes Öl, welches entzündungshemmend, antibakteriell und krampfstillend wirkt. Es fördert zudem die Wundheilung und wird kosmetisch zur simultanen Aufhellung bei schwacher Rötlichfärbung von blondem Haar verwendet. Die Wirkstoffe der Pflanze liegen ausschließlich in den Blüten, wobei die frisch geöffneten Blüten im Juni den größten Gehalt aufweisen („...sammeln zu Eponas und Litha zur Mittagszeit...“). Der umfangreichste dokumentierte Gebrauch der Kamille stammt aus der Zeit des Mittelalters (z. B. im 11. Jahrhundert durch Odo Magdunensis oder im Leipziger Kräuterbuch von 1435), obgleich Hildegard von Bingen sie unberücksichtigt gelassen hat. Letzteres mag vielleicht darauf zurück zu führen sein, dass Verwechslungsgefahr mit der wirkstofflosen Hundskamille (*Anthemis arvensis*) besteht. Denkbar ist allerdings auch, dass Hildedard von Bingen – da selbst unter Migräne leidend - um die weiter unten aufgeführte Nebenwirkung der Kamille als Migräneauslöser gewusst und sie deshalb absichtlich ungenannt gelassen hat.

Die Anwendungen der Pflanze sind sehr vielfältig und reichen bis in die heutige Zeit hinein (heute gewinnt man das Öl durch Wasserdampfdestillation). Gegen Magen-Darm-, Gallen- und Menstruationsbeschwerden wurde und wird Kamille als Tee eingesetzt: Zwei Teelöffel getrockneter Blüten, mit einer Tasse heißem Wasser übergossen lässt man fünf Minuten abgedeckt ziehen, dann abseihen oder abfiltrern. Ein solcher (möglichst immer frisch angesetzter) Tee entfaltet seine Wirkung optimal, wenn er regelmäßig über einen längeren Zeitraum (mindestens ein bis zwei

Wochen lang, je länger desto besser) täglich drei- bis viermal getrunken wird. Der erkaltete und filtrierte Tee kann für Wundumschläge (welche mehrere Stunden auf der Wunde verbleiben müssen) verwendet werden. Hinsichtlich der Wundheilung - auch bei Hautinfektionen - ist noch überliefert, dass große Mengen eines solchen Tees mit Roggenmehl verrührt als Bad Verwendung gefunden haben sollen. Darüber hinaus sind Mundspülungen und Gurgeln mit dem Tee gegen Entzündungen im Mund- und Rachenraum (auch am Zahnfleisch) wirksam und das Inhalieren des (Wasser-) Dampfes wirkt Bronchialerkrankungen entgegen.

Die Kamille galt früher als „weißmagische“ Pflanze, da Kamillenblüten im Kopfkissen erholsamen Schlaf bringen und die Träume reinigen sollten. Diese Effekte dürften zweifelsohne auf den nicht ganz ungefährlichen, psychoaktiven Wirkstoff Cumarin zurückzuführen sein, welcher in geringen Dosen beruhigende Eigenschaften hat (hohe Cumarin-Dosen finden sich als Gerinnungshemmer mitunter im Rattengift). Anderen Cumarin-haltigen Pflanzen wie bspw. dem Waldmeister (*Galium odorata* bzw. *Asperula odorata*) oder dem Kleinen Habichtskraut (*Hieracium pilosella*) werden ähnliche „magische“ Eigenschaften nachgesagt. Bei Synästhetikern kann Cumarin die Synästhesien überproportional verstärken, was im Einzelfall zu einer divinatorischen Anwendung solcher Pflanzen geführt haben mag. Andererseits ist Cumarin jedoch auch in sehr kleinen Dosen ein ziemlich sicherer Migränetrigger, so dass die Hagia nur Migräne-freie Personen mit Kamille behandelt haben dürfte.

Pflanzen - Hanf (Cannabis sativa, Cannabis ruderalis u. a.):

Hanf ist eine der ältesten Kulturpflanzen der Welt. Lt. „The Columbian History Of The World“ bestand der erste geschichtlich bekannte Webstoff um etwa 8000 v. Chr. aus Hanf. Nach Rätsch ist die berauschende Wirkung der Pflanze von Anfang an bekannt gewesen und auch rituell genutzt worden. So fand man bei neolithischen Ausgrabungen in Eisenberg (Thüringen) bereits Hanfsamen und die alten Germanen hatten den Hanf der Liebesgöttin Freia gewidmet. Funde aus Bad Abbach-Heidfeld (Bayern) belegen, dass Hanf dort schon seit mindestens 1500 v. Chr. geraucht worden ist.

Hanf ist eine zweigeschlechtliche, einjährige Pflanze von hohem volksmedizinischem Wert. Sie bevorzugt zwar stickstoffreiche Böden, kann aber prinzipiell eigentlich überall dort wachsen, wo es keine stauende Nässe gibt. Die Pflanze kann bis zu gut vier Metern hoch werden. Blühphase (Zeitpunkt und Dauer) sowie Samenreifung hängen stark von der Wetterlage ab. Ausschließlich die weiblichen Exemplare entwickeln als natürlichen Abwehrstoff eine Heißwasser- und Alkohol-lösliche Harzmischung, welche vorwiegend Tetrahydrocannabinol (THC) und daneben noch eine Reihe chemisch verwandter Substanzen wie u. a. Cannabidiol (CBD), Cannabinol, Tetrahydrocannabinon, Tetrahydrocannabinolsäure etc. enthält. Bei der Lagerung wird das THC binnen ein bis zwei Jahren zum wesentlich weniger wirksamen CBD abgebaut. Den höchsten Wirkstoffgehalt weisen die Blüten auf.

Zur Harzernte wurde früher einfach mit den Händen oder mit einem Tuch durch die Blüten gefahren und das anklebende Harz (Haschisch) dann abgerieben. Es war vielfältig einsetzbar (hier nur eine kleine Auswahl) und galt als das Allheilmittel schlechthin: Aphrodisiakum, Appetitlosigkeit, chronische Schmerzen, Depressionen, Epilepsie, Euphorisierung, Grüner Star (Glaukom), Juckreiz, Menstruationsbeschwerden, (akute) Migräne, Multiple Sklerose (MS), Muskelkrämpfe (Dystonie), Neurodermitis, Querschnittlähmung (unterstützend bei Paraplegie und Quadriplegie), Schmerzmittel, Übelkeit, Wehenkrämpfe, Hanfsaat gegen Vitaminmangel und und und...

Daneben kamen auch die getrockneten und zerkleinerten Blätter (Marihuana) zum Einsatz. So vielfältig wie seine Anwendungsgebiete waren auch seine Zubereitungen: Hanf wurde geraucht, geröstet, verräuchert, mit Wasserdampf inhaliert, gegessen, getrunken, verbacken, als Konfekt zubereitet, mit Alkohol eingenommen, diente als Tee usw. Noch heute gibt es in Indien und in den Himalaya-Regionen zahlreiche Hanf-basierende Erfrischungsgetränke (Thandai, Mourra, Gulfi u. a.). Die Wirkung von wirkstoffarmen Pflanzen ließ bzw. lässt sich mit Milch, Zucker, bestimmten Gewürzen, kleinen Mengen von Alkohol und weiteren Stoffen überproportional verstärken. So ist bekannt, dass frische und am offenen Feuer geröstete, leicht gesalzene Hanfstängel gerne in Honig getunkt gelutscht worden sein sollen. Es werden hier allerdings keine konkreten Rezepte vorgestellt, um (da Hanf heute illegal ist) rechtlichen Problemen von vornherein aus dem Weg zu gehen.

Doch zurück zu den Hagias. Zusammen mit dem Bienenpropolis gehörte Hanf früher zur Grundausstattung

bei der Behandlung Kranker. Hanf wurde sowohl seitens der Hagias wie auch im Mittelalter von der Kirche verwendet. Noch heute weisen bestimmte Weihrauchmischungen Spuren von THC-Derivaten auf. Die medizinische Wirkung von Hanf ist unumstritten und war aus der frühen Volksmedizin nicht wegzudenken.

Die heutige Dämonisierung dieser Nutzpflanze hat wahrscheinlich ausschließlich ökonomische Gründe und beruht auf der (bereits im Rahmen der Zeittafel erwähnten) Anslinger-DuPont-Hearst-Mellon-Connection. Das Hochfinanz-Quartett scheute auch nicht davor zurück, bewusste Falschmeldungen und Gerüchte in Umlauf zu bringen (bspw. Hanf mache süchtig, Hanfkonsumenten seien suizidgefährdet, Hanf zerstöre das Gehirn, Hanf mache gewalttätig usw.). Keine dieser (gebetsmühlenartig immer wieder aufgewärmten) Falschmeldungen hält einer Prüfung stand. Geht man derartigen Horrormeldungen einmal detailliert nach, dann steht am Anfang der Kette auf einmal nicht mehr Hanf, sondern stattdessen Heroin, Crack oder Kokain als Ursache.

Tatsache ist vielmehr, dass das THC an die gleichen hirneigenen Rezeptoren andockt wie die körpereigenen Endocannabinoide (z. B. das Anandamid, chem. Arachidonylethanolamid, welches extern auch in Schokolade, Rotwein und in Kakaobohnen enthalten ist). Im Gegensatz zum Wirkungsmechanismus der Opioiden geschieht diese Koppelung jedoch locker und ohne nachhaltige Beeinflussung der Körperchemie - und damit auch ohne Sucht.

Biochemisch betrachtet ist THC damit das Harmloseste aller Rauschmittel (zumindest deutlich ungefährlicher als z. B. Alkohol) und ganz sicher kein zu verteuflndes Rauschgift. Rättsch bspw. zitiert Studien, welche gezeigt haben, dass Hanfkonsumenten (selbst bei langjährigem Dauerkonsum) kreativer und kritischer werden – was von denjenigen, welche ihre Mitmenschen gerne führen wollen, ja nicht unbedingt erwünscht sein dürfte. Kotschenreuther belegt, dass Hanf die Aggressivität dämpft und stattdessen Zuneigung erzeugt. Im Mittelalter war beides seitens des Kirchenstaates sicherlich nicht gerade erwünscht und ein Argument gegen die Hanf verwendenden Hagediessen.

Und heute? Heute stünde eine gedämpfte Aggressivität den Eroberungspraktiken einer gewissen Industrienation sicherlich entgegen. Kotschenreuther beschrieb, dass George Washington Hanf anpflanzte, weil er die psychoaktiven Eigenschaften der Droge schätzte. Heute würde der erste amerikanische Präsident wegen Drogenmissbrauchs ins Gefängnis wandern. Hanf wächst sehr viel schneller als Holz und gestattet die Herstellung eines qualitativ sehr viel wertvolleren und haltbareren Papiers. Ob das wohl die Waldbesitzer erfreut? Wie würden die Pharma- und Chemieindustrie reagieren, wenn plötzlich aufgrund einer Hanf-Selbstmedikation der Umsatz gravierend einbrechen würde und wenn ein Großteil der chemischen Insektizide plötzlich überflüssig wäre? Wären die Textilhersteller und die Chemieindustrie davon begeistert, wenn es plötzlich durch eine Naturfaser, welche Chemiefasern ebenbürtig und z. T. sogar überlegen ist, eine Konkurrenz gäbe? Es gibt noch viele weitere Beispiele.

Den Hagias galt der Hanf als eines der wichtigsten Mittel. Es wurden keine Berichte oder Überlieferungen gefunden, wonach die „Hexen“ den Hanf zu „schwarzmagischen“ Zwecken benutzten - ganz im Gegenteil, Hanf galt ob seiner Heilkraft immer als „weißmagische“ Pflanze. Es wurden auch keine nachprüfbaren Belege für die dem Hanf immer wieder unterstellte Gefährlichkeit gefunden. Heute könnte er allerdings für eine ganze Reihe von Industrieunternehmen als ein schnell nachwachsender Rohstoff zum größten Konkurrenten werden. Vermutlich ist der Hanf (nach immerhin 10000-jähriger Geschichte als Kulturpflanze) nur deshalb illegal.

Pflanzen - Schlafmohn (*Papaver somniferum*):

Die Heimat des einjährigen Schlafmohns liegt lt. Rätsch nicht - wie fälschlicherweise immer wieder behauptet wird - in Asien, sondern vielmehr in Mitteleuropa. Dies erklärt auch, warum die Pflanze allen Witterungslagen widersteht und sich immer wieder selbst aussamt. Sie wächst bevorzugt an sonnigen Standorten an Wegrändern auf nährstoff- und kalkreichen Böden. Archäologische Funde belegen, dass schon die Neandertaler vor 30000 Jahren die Pflanze nutzten. Die älteste Erwähnung des Schlafmohns datiert auf 3000 v. Chr. und spricht von einer „Pflanze des Glücks“ - womit ganz unzweifelhaft die psychoaktiven Wirkungen gemeint sein dürften. Diese waren sowohl den Kelten wie auch den Germanen schon bekannt – und folglich auch den Hagias.

Die Blätter wurden zur Reifezeit der Fruchtkapseln gesammelt und zu Rauch- bzw. Räuchermischungen verarbeitet. Wesentlich wirkstoffreicher sind die Kapseln

und der Milchsaft gegen Ende der Blütezeit. Als Wirkstoff enthält die Pflanze - speziell der Milchsaft - Opium. Letzteres besteht aus Opiat- bzw. Opioid-Alkaloiden (20 bis 25 % des Opiumgewichtes), von denen etwa 40 verschiedene Verbindungen bekannt sind. Hauptalkaloid ist das Morphin (14 bis 17 %, heutiger Handelsname Morphinum). Weitere Alkaloide sind u. a. Codein (ca. 1 %) und Thebain (ca. 0,5 %), die der Morphinanreihe zuzuordnen sind, Noscapin (syn. Narcotin, ca. 5 %), Papaverin (ca. 1 %) und Narcein (ca. 0,5 %) sowie Reticulin, die dem Tetrahydroisochinolintyp zugeordnet werden. Der mengenmässige Anteil der einzelnen Alkaloide ist erheblich vom Herkunftsgebiet, den klimatischen Bedingungen und Umweltfaktoren abhängig, unter denen der Schlafmohn wächst. So ist der Morphingehalt beispielsweise in warmen Sommern höher. Regen während der Kapselreife verringert ihn. All dies führt zu einer großen Schwankungsbreite. Codein zeigt die hustenstillende und Morphin die schmerzstillende Wirkung. Narcotin verstärkt synergetisch die Wirkung des Morphins. Thebain ist ein Krampfgift, dessen Wirkung von Papaverin vermindert wird (Gegensteuerungsprinzip). Ferner beruhigt das Papaverin den Verdauungstrakt und wirkt ähnlich dem heutigen Viagra als Potenzmittel.

Der Schlafmohn bzw. das Opium (welches als eingetrockneter Milchsaft aus den angeritzten Mohnkapseln gewonnen wird) wurden in früheren Zeiten vielfältig eingesetzt: Als Schmerzmittel, gegen Husten, als Schlafmittel, Halluzinogen, Narkosemittel (Anästhetikum), Aphrodisiakum, Beruhigungsmittel (Sedativum), bei Nervosität, Magenbeschwerden, Gallenbeschwerden, gegen Durchfall, als Gewürz, zur Euphorisierung, gegen Krämpfe

und als Appetitzügler. Die Art der Anwendung und die Dosierung richtet sich nach dem gewünschten Effekt, welcher in etwa mit der Morphindosis korreliert.

Für jemanden, der Morphin nicht gewohnt ist, sind bereits 10 mg Morphin eine kräftige, 30 mg eine starke (entspricht etwa zwei Hände voll Kapseln) und über 100 mg eine möglicherweise lebensgefährliche, 200 bis 400 mg eine mit hoher Wahrscheinlichkeit tödliche Dosis. Das aus dem Schlafmohn gewonnene Opium (welches sowohl in Wasser wie auch in Alkohol löslich ist) war über Jahrtausende hinweg das Allheilmittel schlechthin. Es findet sich nicht nur als Bestandteil der Hexensalben, sondern wurde im Mittelalter auch in Mischung mit anderen Stoffen (Wein, Zimt, Alraune, Pfeffer usw.) häufig eingesetzt. Im Mittelalter wurde Opium in allen europäischen Arzneimittellisten geführt (z. B. als von Paracelsus empfohlenes „Laudanum“).

Eines der typischen, aus dieser Zeit noch überlieferten Laudanum-Rezepte sieht wie folgt aus: Man nimmt 7 bis 10 geritzte und zerkleinerte Mohnkapseln, 1 gehäufte Messerspitze Safran, 2 Zimtstangen und 5 Gewürznelken. Dies wird mit etwa einem halben Liter Rotwein übergossen. Man lässt licht- und luftgeschützt 7 Tage bei Raumtemperatur stehen (dabei täglich umschütteln), dann abfiltrieren und den Sud mit Rotwein auf 0,7 l Volumen auffüllen. Bei Bedarf wird ein Gläschen davon (ca. 100 ml) getrunken, niemals jedoch mehr als 2 Gläser pro Tag. Erst im zwanzigsten Jahrhundert ging die Opiumverwendung zurück, was aber primär auf die zunehmend seitens der Pharmaindustrie angebotenen reinen Wirkstoffe zurück zu führen war.

Dabei trat jedoch ein deutlicher Unterschied zwischen dem pflanzlichen Wirkstoff und den Reinstoffen zutage: Opium als Pflanzenwirkstoff verursacht zwar bei chronischem Gebrauch suchtähnliche Abhängigkeitsstrukturen, bei sporadischem Gebrauch jedoch nicht. Anders die Reinstoffe, hier vor allem das Morphin und in noch wesentlich stärkerer und schnellerer Form das durch Diacetylierung von ihm abgeleitete Diacetylmorphin (früherer Handelsname: „Heroin“ - ein ehemaliges Hustenmittel): Sie beeinflussen die hirneigenen Endorphinrezeptoren nachhaltig und erzeugen damit binnen kürzester Zeit schwerste körperliche, biochemisch begründete Abhängigkeit. Sowohl Sensationspresse wie auch uninformierte (oder pharmlobbyistisch beeinflusste?) Politiker übersehen diesen Unterschied geflissentlich. Mohn wird heute legal seitens der chemisch-pharmazeutischen Industrie im großen Stil angebaut.

Daneben aber ist die Pflanze auch ein Politikum (und es immer schon gewesen). In neuerer Zeit benutzen bestimmte Regierungen Zusammenschlüsse von Geheimdiensten mit der organisierten Kriminalität, um den Mohnanbau in bestimmten Gebieten zu forcieren (z. B. Afghanistan), dadurch zumindest zeitweise geduldete Herrschaftsgruppen (z. B. die Taliban) indirekt mit großen Finanzmitteln zu versorgen und gegen andere Staaten an der Macht zu halten. Davon profitiert die Industrie, denn mit westlichen Löhnen wären Mohnanbau und Ernte längst nicht mehr lukrativ.

Der Schlafmohn gilt heute als nicht verkehrsfähiges Betäubungsmittel. Dennoch sind die Samen legal im Saatguthandel für Zierpflanzen sowie als Backhilfsstoff im Supermarkt (z. B. für Mohnzöpfe, Mohnkuchen und

Mohnbrötchen) und als Gewürzstoff auf Wochenmärkten erhältlich - in den beiden letzteren Fällen mit erstaunlich guter Keimquote, da die gesetzlich vorgeschriebene Essigextraktion der Samen (zur Beseitigung der Keimfähigkeit) oftmals und herkunftsabhängig unterbleibt! Die Mohnkapseln werden vereinzelt von Floristen und von Friedhofsgärtnereien als Dekorationsmaterial verkauft. Die Blütenessenz ist legal im Wellness-Fachhandel zu bekommen. Das Opium selbst unterliegt weltweit den einschlägigen Betäubungsmittelgesetzen. Es darf nur noch mit Spezialrezepten verschrieben werden - was allerdings praktisch nie geschieht, denn ersatzweise kann die Pharmalobby ihre sehr teuren synthetischen (und wesentlich stärker suchterzeugenden!) Opiate auf den Markt werfen.

Pflanzen - Meerträubel-Arten (*Ephedra vulgaris*, *Ephedra helvetica* u. a.):

Die gesamte Ephedragattung kommt weltweit und je nach Verbreitungsgebiet in zahlreichen Unterarten vor (heute am bekanntesten dürfte *Ephedra nevadensis* - der „Mormonentee“ - sein). Die historische Verwendung der mehrjährigen und im Alter von etwa vier Jahren ihr Wirkstoffmaximum erreichenden Pflanze geht - wie Ausgrabungen zeigten - etwa 30000 Jahre zurück, bis hin zu den Neandertalern. Auch in keltischer Zeit und danach wurde *Ephedra* gern verwendet.

Ephedra ist ein ginsterähnlicher, blattloser und knapp einen Meter hoch werdender Rutenstrauch. Die Sproßachse ist grün und stark verzweigt mit kleinen gegenständigen, schuppenförmigen Blättern. Die Pflanze bevorzugt

schotterig-steinige Bergregionen. Der Monat der höchsten Wirkstoffkonzentration ist der August und gesammelt werden sowohl die Rutenzweige wie auch die Wurzeln. Auch diese (heute noch legal gehandelte) Pflanze wurde vielfältig eingesetzt: Für Anregungs- und Dopingzwecke, als Anabolikum, zur Stimulation, als Aphrodisiakum, Appetitzügler, bei Bronchialerkrankungen, Erkältung, Blutunterdruck, Hirnleistungsstörungen, als Diuretikum und Antiallergikum, bei Fieber, Asthma, Hypotonie, zur allgemeinen Leistungssteigerung, gegen Krämpfe, bei (akuter) Migräne, gegen Darmerkrankungen, bei Arthritis, Heuschnupfen, Atemwegserkrankungen, Bronchitis, zur Euphorisierung und nicht zuletzt in hoher Dosis auch als leichtes Halluzinogen.

Die Hauptverwendung dürfte wohl im Bereich der Leistungssteigerung zu finden sein - wo auch heute noch ihr Hauptanwendungsgebiet liegt (Stichworte Herbal Ecstasy, Pep-Pills, Schlankheitsspillen, SmartDrugs, Cloud9, Purple Heart, Speed u. a.). Mit Meerträubel gedopte Krieger waren ungleich leistungsfähiger als ihre nicht gedopten Gegner - somit konnte Meerträubel Schlachten entscheiden.

Verantwortlich dafür war die Wirkstoffmischung, bestehend aus 1-Ephedrin, N-Methylephedrin, Pseudoephedrin, Methylpseudoephedrin und D-Norpseudoephedrin. Drei Viertel des Gesamtalkaloidgehaltes entfallen dabei allein auf das in Wasser nur mäßig, in Alkohol hingegen gut lösliche Ephedrin. Ephedrin ist von den Stimulantien, welche die Natur zu bieten hat, eines der Stärksten - wenn nicht sogar das Stärkste. Wenn dem Ephedrinmolekül die Hydroxygruppe durch Reduktion entzogen wird, dann entsteht Amphetamin (Benzedrin). Amphetamin ist eines der

stärksten je gefundenen Stimulantien und der Ausgangspunkt für die Synthese von Weckaminen („Aufputzmitteln“). Ähnlich wie Ephedrin wirken seine o. a. chemischen Verwandten.

Die Applikationsformen von Ephedra reichten über das Kauen frischer Pflanzenteile, das Rauchen und Inhalieren und verschiedene Teezubereitungen bis hin zum Schnupfmittel. Für einen typischen, anregenden „Hexen“-Tee wurden etwa drei gehäufte Teelöffel des getrockneten Krauts in einem viertel Liter Wasser zubereitet. Die Anwendung von Ephedra war und ist allerdings ein durchaus zweischneidiges Schwert. Die Pflanze ist bei häufigem oder chronischem Gebrauch suchterzeugend, was durch den so genannten „Come-Down“-Effekt (das oftmals zu leichter Depression führende Nachlassen der stimulierenden Wirkung) gefördert wird. Um diesen (psychischen) Entzugserscheinungen zu begegnen, bleibt nur der erneute Kick, was zu einem ständigen und den Körper zermürbenden Auf und Ab führt; einhergehend mit unnatürlichem Gewichtsverlust und mit Muskelschwächen. Dies kann auf die Dauer auch latent vorhandene Schizophrenie zum Ausbruch bringen sowie Paranoia und Psychosen hervorrufen. Ein Aufputzmittel-Hangover (Schlafstörungen, schlapp...) ist möglich, ebenso geistige Zerrüttung. Zwar steigert Ephedra die sexuelle Erregung, doch sinkt beim Mann die Erektionsfähigkeit bis hin zur temporären Impotenz, da sich die Gefäße unter Ephedrin zusammenziehen, wodurch die Schwellkörper nicht mehr genügend Blut erhalten. Auf dem Gefäß-verengenden Effekt beruht auch die Wirkung bei akuter Migräne.

Ephedra ist Cannabis-, Schlafmohn- (Opium-) und Psilocybin-verträglich. Koffein kann als Booster dienen, ist aber aufgrund von Nebenwirkungen sehr riskant. Ein weiterer Verstärker ist Zitronensaft. Der gleichzeitige Genuss von MAO-Hemmern (bspw. Johanniskraut) verstärkt die psychoaktiven Wirkungen in extremer und unvorhersehbarer Form. Es lag im Aufgabenbereich der Hagia, alle Verträglichkeiten und Unverträglichkeiten zu kennen, zu beachten und die Gemeinschaft dadurch Ephedra optimal einsetzen zu lassen. Dies unterscheidet die frühere Verwendung der Pflanze seitens der „Hexen“ vom heutigen Missbrauch als „Legal-High-Partydroge“.

Pflanzen - Mutterkornpilz (*Secale cornutum*, *Claviceps purpurea* u. a.):

Mutterkorn ist ein auf mehr als 600 Gräsern und Getreidesorten schmarotzender parasitärer Schlauchpilz, dessen Vegetationszyklus sich in mehreren Phasen vollzieht. Je nach Wirtspflanze kann der Fruchtkörper des Pilzes unterschiedliche Formen und Größen, teils auch Farben, aufweisen. Der Hauptwirt des Pilzes ist Roggen, welcher von der keltischen Hallstadt-Zeit bis ins ausgehende Mittelalter hinein vorwiegend kultiviert worden ist.

Der Pilz selbst enthält ein Ergolin-Wirkstoffgemisch, bestehend aus vorzugsweise Ergotamin, Ergotoxin, Ergometrin, Ergin. Daneben sind aber auch noch in nennenswertem Umfang Ergopeptine, Agroclavin, Elymoclavin, Festuclavin, Ergochrome, Anthrachinone, Histamin, Cadaverin, Acetylcholin, Lysergsäureamid (LSA), Lysergsäure, Ergosin, Ergostin, Ergocornin, alpha-Ergocryptin, beta-Ergocryptin, Ergocristin, Cholin und

Tyramin enthalten. Einzelne (jedoch nicht verifizierbare) Literaturstellen sprechen sogar davon, dass vereinzelt in Spuren Lysergsäurediethylamid (LSD) gefunden worden sein soll.

Der Wirkstoffgehalt ist derart stark schwankend (bis zu Faktor 50 von Pilz zu Pilz), dass Mutterkorn als nicht dosierbar und als tödlich giftig gilt – d. h. in zwei nebeneinanderwachsenden Pilzen kann die Wirkstoffkonzentration im Extremfall um den Faktor 50 variieren: Von wirkungslos bis letal! Die Wuchsbedingungen und die Wirtspflanze beeinflussen die Wirkstoffkonzentration und die Wirkstoffzusammensetzung sehr stark. Der gut 40 Stoffe umfassende Alkaloidcocktail ist im gesamten Pilz enthalten. Insbesondere das Ergometrin gilt als wehenförderndes Mittel und als Abtreibungsmittel, während das Ergotamin verengend auf die Blutgefäße wirkt und daher vereinzelt noch bis heute als Migränemittel eingesetzt wird.

Die größten Wirkstoffkonzentrationen bilden die Pilze bei einem feuchten Frühjahr, gefolgt von einem trockenen Sommer, auf Roggen aus. Funde belegen, dass bereits die Kelten mit Mutterkorn befallene Kornähren abgebildet haben. Es ist daher anzunehmen, dass ihnen die psychoaktiven Wirkungen des Pilzes bekannt gewesen sein müssen. Woran die Hagazussas allerdings erkannten, ob es sich um einen wirkungslosen, einen wirksamen oder um einen tödlichen Pilz handelte, wird wohl für immer ein Geheimnis bleiben. Auch findet sich Mutterkorn häufig als Komponente in den Rezepten diverser „Hexensalben“, z. T. namentlich genannt, z. T. aber auch als „Ruß“ bezeichnet. Da der harte und zermahlene, schwarz-rote Fruchtkörper

des Pilzes wie Ruß aussieht, weist die Bezeichnung „Ruß“ in derartigen Rezepten prinzipiell auf die Verwendung von Mutterkorn hin.

Denkbar ist aber auch, dass man den Pilz - da er direkt nicht dosierbar ist - in früheren Zeiten einfach von verschiedenen Fundorten gesammelt und zu Verdünnungszwecken mit Ruß vermischt hat. Genaue Angaben zur Anwendung wurden kaum gefunden. Alte (mündliche) Überlieferungen geben an, dass ein Teil des getrockneten und zerpulverten Fruchtkörpers abzumessen, unter die Nahrung zu mischen und zu essen sei. Über den Umfang dieses Teils gibt es allerdings auch keine Angaben. In dieser oral verabreichten Form diente Mutterkorn als Aphrodisiakum und Abortivum (Abtreibungsmittel), zur Weheneinleitung, zur Akutbehandlung von Migräne, als sehr starkes Halluzinogen, zum Blutstillen nach der Geburt, als Antidepressivum und als Mittel gegen Angstzustände. In Most's „Encyklopädie der Volksmedizin“ werden etwa 10 Gran zerpulverter Pilz zur Weheneinleitung und zur Migränebehandlung angegeben, dies entspricht gut 0,5 g (1 Gran = 0,0582-0,0729 g, je nach Definition – die Einheit „Gran“ leitet sich vom Gewicht eines Wassertropfens ab). Rein rechnerisch und auf die Wirkstoffe bezogen muss der Pilz wohl in Mengen zwischen 0,1 g und 1 g dosiert worden sein. Die Anwendung irgendwo in dieser Größenordnung war für die Hebammen und Heilerinnen früher ein sehr wertvolles Mittel für alles, was mit der Gebärmutter zu tun hatte - wobei die Dosierung sicherlich auch immer ein klein wenig wie ein Lotteriespiel um Leben und Tod war.

Bei einer Überdosierung des Pilzes sind zwei Arten von Vergiftungen, welche beide zum Tod führen können,

möglich - nämlich eine chronische und eine akute Form. Im einfachsten Falle (chronische geringe Dosierung) kommt es zu permanenten, sehr heftigen, Migräne-ähnlichen Kopfschmerzen. Diese lassen sich durch striktes Absetzen des Mittels und mehrtägigen Schlaf beseitigen. Sehr selten kann es zu krankhaften organischen Bindegewebsvermehrungen z.B. der Lunge kommen.

Bei Vergiftung mit noch höheren Dosen tritt der so genannte „Ergotismus“, früher auch als „Antoniusfeuer“ oder „Kriebelkrankheit“ bezeichnet, auf. Der Ergotismus beginnt mit Missempfindungen: Jucken, Kribbeln auf der Haut, Taubheitsgefühl in Finger und Zehen oder Kältegefühl in Händen und Füßen sowie Muskelschmerzen in den Gliedmaßen - letztere als Zeichen einer peripheren Mangeldurchblutung (die Glieder beginnen abzusterben). Übelkeit, Erbrechen und Durchfall, Benommenheit, Gefühllosigkeit von Armen und Beinen, Gebärmutterkontraktionen und Fruchtabgänge, Verwirrtheit, Halluzinationen, epileptische Anfälle, Psychosen, Kopfschmerzen und Krämpfe folgen. Einige der Alkaloide führen zu einer Verengung der Blutgefäße und können zum Absterben von Körperteilen führen: „Die Glieder wurden von dem heiligen Feuer aufgefressen und wie Holzkohle geschwärzt.“ Durch auftretende Krämpfe verbleiben die Gliedmaßen oft in abnormer Stellung. Die Glieder werden blauschwarz, sie mumifizieren (Gangränbildung) und können ohne Blutverlust vom Körper fallen. Kältegefühl mit Schweißausbrüchen, Kollapsneigung, Blutungen aus Mund, Nase, Lunge, Magen, Darm, Blase und Gebärmutter kommen hinzu. Bewegung und Berührung sowie Bettruhe verschlimmern, Abkühlung und frische Luft lindern die Beschwerden.

Typisch für den Erkrankten ist ein innerliches Brennen wie Feuer, mitunter gepaart mit sehr großem Durst. Die Erkrankung kann sich über Monate hinziehen. Im Mittelalter kam es aufgrund von verseuchtem Mehl häufiger zu derartigen Krankheitsepidemien, die man den „Hexen“ zuschrieb. Wegen ihrer schrecklichen Symptome wurde diese rätselhafte Krankheit „Antoniusfeuer“ genannt, aber auch Ausdrücke wie „Brandseuche“, „Höllengefeuer“ oder „Krampfseuche“ waren geläufig. Der Begriff „Höllengefeuer“ belegt eigentlich schon, dass man die Kräuterweiber für die Verursacher hielt.

Der heilige Antonius galt als Schutzpatron der am Ignis sacer („Heiliges Feuer“) erkrankten Menschen. Er wurde nach der Überlieferung im Jahr 251 n. Chr. geboren und lebte lange einsam meditierend in der Sinai-Wüste. Dabei soll er durch Reizentzug und langes Fasten schrecklichste Halluzinationen und angsterfüllte Visionen gehabt haben - eine Erfahrung, die auch die mit Mutterkorn Vergifteten oft genug machten. Die Übergänge zwischen dem chronischen Ergotismus und der akuten Intoxikation sind fließend.

Pflanzen - Fliegenpilz (*Amanita muscaria*):

Der Fliegenpilz wächst in Wäldern, bevorzugt auf sauren Böden, einzeln oder Gruppen bildend unter Fichten, Birken, Kiefern und Lärchen. Mit Birken und Kiefern geht er eine Symbiose ein; sie müssen daher mit Fichten oder Lärchen vergesellschaftet auftreten. Er ist ein häufiger Pilz aus der Familie der Knollenblätterpilze mit einem Hut von 8 bis 20 cm Breite, anfangs kugelig oder halbkugelig, später flacher, scharlachrot mit charakteristischen weißen Warzen. Der

Fruchtkörper zeigt weißes Fleisch, welches unter der Huthaut rötlich oder gelb sein kann.

Die Verwendung des Fliegenpilzes ist uralte. Er war im germanischen Raum von schamanischer Bedeutung und wurde von den keltischen „Becherleuten“ in Stonehenge rituell genutzt. Man vermutet, dass sein Gebrauch bis weit in die Steinzeit zurückreicht und überall in Europa verbreitet war. Noch heute wird er von sibirischen Schamanen rituell verwendet und gilt ganz allgemein als Glückssymbol. Vom ehemaligen Methodistenpater John Marco Allegro wurde nach dem Studium nicht öffentlich zugänglicher, antiker Schriften des Vatikans (der so genannten „Totes-Meer-Schriftrollen“) im Buch „Der Geheimkult des heiligen Pilzes“ im Jahre 1971 die (durchaus begründete) Theorie aufgestellt, dass das Urchristentum auf einen Fliegenpilzkult zurückzuführen und das „Fleisch Christi“ beim heiligen Abendmahl tatsächlich ein Fliegenpilz gewesen sein soll.

Der Pilz enthält ein Wirkstoffgemisch, bestehend aus Muskarin, Ibotensäure, Muscimol, Muscaton, Bufotenin, Muscaridin, Muscazon und Butyltrimethylammonium. Die meisten dieser Wirkstoffe sind Alkohol-löslich. Ihr Maximum bildet der Pilz etwa Mitte Oktober aus (Stichwort „...zum Vollmond vor Samhain sammeln...“). Das Wirkstoffgemisch ist pharmakologisch gesehen ein Novum: Es wird im Körper kaum abgebaut. Die Wirkstoffe finden sich somit nahezu unverändert im Urin wieder. Sibirische Schamanen nutzen dies aus, indem sie den eigenen Urin erneut trinken.

Der Pilz wurde und wird als Aphrodisiakum, Dopingmittel, gegen Erschöpfung und als Halluzinogen eingesetzt.

Aufgrund der germanisch und keltisch nachgewiesenen Nutzung ist davon auszugehen, dass auch den Hagediessen die Wirkung und Anwendung des Fliegenpilzes bekannt war. Ferner wird der Gebrauch des Pilzes in zahlreichen mittelalterlichen Kräuterbüchern erwähnt (seitens Albertus Magnus, Johannes Hartlieb u. a.). Auch die von mehreren Fruchtkörpern gebildete runde Form mit der Bezeichnung „Hexenring“ weist auf die Verwendung durch die weisen Frauen hin.

Heute gilt der Fliegenpilz vorzugsweise in Europa gemeinhin als giftig und als zu meiden - doch diese Ansicht beruht auf einem Vorurteil! Noch bis in die Neuzeit hinein wurde in der an Pilzen reichen Umgebung von Hamburg Fliegenpilzsuppe verkonsumiert. In Russland legt man noch heute die Fruchtkörper des Pilzes in Wodka ein und in Japan gilt der Fliegenpilz als kulinarische Delikatesse. Was ist also dran an der Giftigkeit? Tatsache ist, dass praktisch keine tödlichen und eindeutig auf Fliegenpilze zurück zu führenden Vergiftungen bekannt sind. Die Literaturangaben zur Giftigkeit schwanken stark. So wird von einer Stelle berichtet, dass etwa 100 g Frischpilz für einen Erwachsenen tödlich sein sollen. Eine andere Stelle besagt, dass etwa 10 mittelgroße Pilze tödlich sind und gibt 1 bis 2 mittelgroße, getrocknete Pilze als typische „Pilzmahlzeit“ an.

Zum Vergleich: Die allerorten als Gewürz eingesetzte Muskatnuss wiegt rund 6 bis 8 g. Für Erwachsene gelten 10 Nüsse als letal, ergo sind dies 60 bis 80 g. Bezogen auf das Gewicht ist der „giftige“ Fliegenpilz damit allemal deutlich ungiftiger als ein allerorten verwendetes Küchengewürz! Dennoch sollten die Wirkstoffe des Fliegenpilzes nicht unterschätzt werden. Als Halluzinogen eingesetzt kann der

Rausch sowohl von gutem wie auch von schlechtem Charakter sein – „Bad Trips“ sind also möglich. Im letzteren Fall neigen die Berauschten etwa 2 bis 3 Stunden nach der Einnahme zu Tobsuchtsanfällen, bei denen Berserkerkräfte freigesetzt werden. In den Schlachten früherer Zeitalter konnte dies von entscheidender Bedeutung sein. Das Kauen einzelner, etwa halbfingerlanger Pilzstücke als Mittel gegen Erschöpfung sowie zur Leistungssteigerung wird aus Sibirien berichtet. Alternativ können solche Pilzstücke auch für mehrere Stunden in Fruchtsaft eingelegt und dann der Saft getrunken werden. Ebenfalls aus Russland stammt die Rezeptur, einen mittelgrossen Pilz zu zerkleinern und für eine Woche in eine Flasche mit Wodka einzulegen. Germanischen Ursprungs hingegen ist der Fliegenpilz-Met, wonach ein mittelgroßer Pilz in einem halben Liter Met gekocht und dann abgeseiht wird.

Je nach Potenz des Pilzes sind diese Getränke tonisierend-euphorisierend bis hin zu halluzinogen. Daneben wird noch erwähnt, dass die abgezogene und getrocknete Huthaut für halluzinogene Zwecke geraucht bzw. verräuchert worden ist. Typisch für den Fliegenpilz ist ein Wirkungseintritt nach etwa 15 bis 30 Minuten bei einer Wirkungsdauer von bis zu 6 Stunden.

Pflanzen - Psilocybinpilze (*Panaeolus subbalteatus*, *Psilocybe bohemica*, *Psilocybe cyanescens* u. a.):

Psilocybinpilze, auch kurz „Psilos“, „Psilocyben“ oder „Zauberpilze“ genannt, kommen weltweit in verschiedenen Habitaten vor. Stand 2004 waren 144 Arten bekannt, davon 81 mit psychoaktiver Wirkung. Es werden allerdings immer wieder neue, bis dato noch unbekannte - und unbenannte -

Psilocyben entdeckt. Aus Deutschland sind 9 mehr oder weniger stark psychoaktive Arten der kleinwüchsigen Pilze bekannt, nämlich *Panaeolus goenisecii* (Heu-Düngerling), *Panaeolus subbalteatus* (Dunkelrandiger Düngerling, Gezonter Düngerling, Red Cap), *Psilocybe atrobrunnea*, *Psilocybe azurescens* (Astoriensis, Ufopilz, Indigofarbener Kahlkopf, Blue Runners, Flying Saucer Mushroom), *Psilocybe bohemica* (Böhmischer Kahlkopf), *Psilocybe cyanescens* (Blauer Kahlkopf, Blaufärbender Kahlkopf, Blue Halo, Blue Wavy, Cyan, Grandote), *Psilocybe semilanceata* (Spitzkegeliger Kahlkopf, Zauberpilz, Blue Leg, Liberty Cap, Witch's Hat, Pixie Cap), *Psilocybe silvatica* und *Psilocybe strictipes* (auch *Psilocybe callosa* genannt).

Zumindest für *Psilocybe semilanceata* ist der rituelle Gebrauch getrockneter Pilze durch spätneolithische Felsbilder in Norditalien belegt. Auch weist das Hildesheimer Kirchentür-Flachrelief von 1020 n. Chr. die Darstellung von Psilos als verbotene Frucht im Zusammenhang mit Gott, Adam und Eva – also mit der Vertreibung aus dem Paradies – auf. Hier beißen sich die Darstellungen auf einer Kirchentür um 1020 n. Chr. und die heute gebräuchlichen Bibelübersetzungen aus dem hohen Zeitraum der Hexenverfolgungen nach 1500 geradezu, wonach die verbotene Frucht als Apfel interpretiert wird – auch wenn der namentlich nicht genannt ist (1. Mose 2.3). Immerhin ergibt sich durch die Verwendung von Psilos als verbotene Frucht sogar ein Sinn, gelten „Zauberpilze“ doch als Mittel zum Erlangen von Erkenntnis – bspw. der Erkenntnis, dass wir keinesfalls in einem Paradies leben.

Ferner gilt lt. Rätsch der mittelalterliche Gebrauch durch die „Hexen“ zum Zwecke visionärer Erfahrungen in Mengen

um 2 bis 3 g Pilztrockenmasse, auf nüchternen Magen gegessen, als gesichert. Die Gattung der Zauberpilze enthält als (alkohollösliche) Wirkstoffe die so genannten Indolalkaloide Psilocybin, Psilocin, Baeocystin, Norbaeocystin und Aeruginacin. Der strukturelle Aufbau dieser Substanzen (insbesondere des Psilocins) ähnelt dem des hirneigenen Botenstoffs Serotonin. Es wird daher vermutet, dass Psilocin in die Funktion dieses Neurotransmitters eingreift und so zu den psychedelischen Effekten führt. Der Hut eines Pilzes enthält i. d. R. die höchste Wirkstoffkonzentration.

Psilos gelten heute zwar als „giftig“, jedoch ist keine letale Dosierung bekannt. Vergiftungserscheinungen in Form von unregelmäßigem Herzschlag, Tiefschlaf, Krämpfen, Verlust der Muskelkontrolle und Atemnot sollen ab einer Dosierung von etwa 7 g Pilztrockenmasse aufwärts auftreten. Die größte Gefahr liegt vermutlich im Verwechseln mit anderen Pilzen wie bspw. den häufig vergesellschafteten tödlichen Galerinas. Der „Giftpilz“ Psilo wäre damit etwa so giftig wie das Küchengewürz Muskatnuss. Allerdings nicht tödlich, wenn man Konsumentenberichten im Internet Glauben schenken darf – zu hohe Dosen sollen automatisch zu heftigem Erbrechen führen, womit eine letale Intoxikation praktisch ausgeschlossen wird.

Psilocyben dienen volksmedizinisch zur Behandlung von Fieber und Bluthochdruck sowie von Migräne. Darüber hinaus wurden sie als Halluzinogen sowie als Mittel zur Kreativitätssteigerung eingesetzt. Die Aufnahme erfolgte wahrscheinlich vorwiegend oral durch den Konsum von 1 bis 2 Pilzen, welche dem normalen Essen hinzugefügt worden sind. Die Wirkung setzte dann binnen ungefähr

anderthalb Stunden ein und hielt für 4 bis 6 Stunden an. Set und Setting entschieden über den Verlauf der visionären Erfahrung. Es ist bekannt, dass der menschliche Körper auf Psilocin extrem schnell mit hoher Toleranz reagiert - erst nach etwa vier Wochen ist der Ursprungszustand wieder erreicht. Die Zauberpilze werden daher kein Standardmittel der Hagias gewesen, sondern nur selten im Rahmen bestimmter Festivitäten ganz gezielt eingesetzt worden sein.

Soweit nur ein kleiner, höchst unvollständiger Auszug der typischen „Hexenmittel“. Ganz bewusst sind dabei auch einige nicht allgemein oder ständig verfügbaren Stoffe (z. B. Austern, Tollhonig, Arsenik) mit angeführt worden. Sie belegen, dass es Unterschiede in den rituellen Anwendungen gegeben haben muss. Oder anders ausgedrückt: Jede Hagia dürfte ihre eigene Form von Ritual zelebriert und dabei ihre eigenen Naturstoffe verwendet haben. Inwieweit ein Erfahrungsaustausch stattgefunden hat, ist unbekannt. Lediglich der Römer Strabo äusserte, dass an den heiligen Orten die „Priesterinnen kamen und gingen wie es ihnen gefiel“. Demzufolge ist ein Erfahrungsaustausch anzunehmen. Über die genannten Naturstoffe hinaus muss allerdings noch sehr viel mehr zur Anwendung gekommen sein – einige Beispiele:

Schneerose (*Helleborus niger*, deren Wirkstoff Hellebrigenin strukturidentisch mit dem Krötenwirkstoff Bufotalidin ist), Seerose (*Nymphaea alba*) und Hopfen (*Humulus lupulus*, beide sedierende Anaphrodisiaka), Melisse (*Melissa officinalis*, ebenfalls sedierende Wirkung), Weide (*Salix alba*, ein Schmerz- und Wundheilmittel), Aalquappen (das aus der Leber gewonnene Fett wurde gegen Augenerkrankungen eingesetzt), Alaun (gegen Durchfall), Ameisen (gegen Gicht),

Birkensaft (gegen Würmer), Blei (bei Hautverletzungen), Butter (äußerlich zur Schmerzlinderung), Eisen (als Eisenwein gegen Skorbut und Schwäche), Essig (gegen Fieber und Infektionskrankheiten), Froschlaich (äußerlich gegen Verbrennungen), Katzenharn (äußerlich gegen Flechten), Milchrahm (äußerlich gegen Verbrennungen), Rote Wegschnecke (deren Schleim als Mittel gegen Keuchhusten verwendet wurde), Schnee (als Kosmetikum), Wachs (zur Anfertigung von Wundpflastern) usw.

Die Liste könnte endlos fortgesetzt werden. Gerade das Beispiel der Weide zeigt aber auch, dass das Wissen der Hagias ziemlich weit entwickelt gewesen sein muss - enthält Weidenrinde doch Salicylsäureester, welche bei der Entwicklung der chemisch eng verwandten Acetylsalicylsäure Pate gestanden haben. Acetylsalicylsäure (erstmal synthetisiert 1853 durch Gerhardt und 1899 von den damaligen Bayer-Farbenfabriken als Medikament auf den Markt gebracht) kennt nun aber jeder - wenn nicht unter dem chemischen, dann doch unter einem der zahllosen Handelsnamen wie bspw. Aspirin, ASS, Xatax usw.

Es ist also keineswegs so, dass - wie fälschlicherweise häufig angenommen wird - Mitteleuropa keine psychoaktiv oder pharmazeutisch wirksamen Naturstoffe zu bieten gehabt hätte. Ganz im Gegenteil! Verglichen mit anderen Ländern sind die europäischen Pflanzen z. T. derart potent, dass das Problem eindeutig auf der Dosierung gelegen haben muss. Wahrscheinlich waren die Kenntnisse darüber ein wesentlicher Bestandteil des „Geheimwissens der Hexen“. Interessant ist auch, dass man Kombinationen solcher und ähnlicher Pflanzen als Fertigpräparate heute immer wieder in den so genannten „Fatburnern“ (Schlankheitsmitteln), in

tonisierenden Nahrungsergänzungen sowie im Wellness- und im Bodybuilder-Bereich findet.

Hexen heute

Hexen heute - was macht eine Hexe heute aus? Diese Frage ist nicht schlüssig zu beantworten, da es schon an einer Begriffsdefinition für „Hexe“ mangelt. Ganz sicher hat der Begriff „Hexe“ nichts mit männlich oder weiblich zu tun. Vielmehr kennzeichnet er eine innere Einstellung - die Einstellung, mit der Natur im Einklang zu leben und die Kräfte der Natur kennzulernen sowie zu nutzen, ohne der Natur (der Biosphäre unseres Planeten - denn wir haben keinen anderen!) zu schaden. Zum eigenen Wohle und zum Wohle anderer, nicht jedoch zu deren Nachteil. Hexen heute - das bedeutet Querdenkertum, Kritik, Ratgeber- und (illegale) Heilertätigkeit, Pflichtbewusstsein, das Ausleben einer eigenen Spiritualität. Letzteres ist geprägt durch eine kritische Einstellung den Religionen gegenüber, welche Querdenkertum, Kritik und allgemein anerkanntes Wissen ablehnen oder ignorieren. Die Hexe wird damit automatisch zum Gegenpart der Kirche, was an sich ja paradox ist: Beide konkurrieren um das gleiche Ziel, nämlich um praktizierte Nächstenliebe. Albert Schweitzer sagte einmal: „Wer glaubt, ein Christ zu sein, weil er die Kirche besucht, irrt sich. Man wird ja auch kein Auto, wenn man in einer Garage steht.“ In diesem Sinne mag so manche heutige Hexe christlicher als so mancher Kirchenvorstand sein...

Aktuell finden das Hexenwesen respektive die Naturreligionen wieder starken Zulauf. Dies mag einerseits daran liegen, dass die christliche Kirche aufgrund von Institutionalisierung einiges von ihrer Attraktivität eingebüsst hat. Andererseits hat die Kirche es aber auch versäumt,

eindeutig zu ihrer traurigen Rolle in der Vergangenheit Stellung zu beziehen und bei ihrem heutigen Engagement den Worten reale Taten folgen zu lassen - sich also (von wenigen individuellen Ausnahmen einmal abgesehen) ganz konkret einzumischen. Auch wäre es Sache des Vatikans, auf die Thesen John Allegros einzugehen und bislang unter Verschluss gehaltene Schriften zugänglich zu machen – und sei es nur, um klarzustellen, dass das Christentum eben nicht auf einer gigantischen Täuschung basiert. Doch all dies geschieht nicht – zu Lasten der Glaubhaftigkeit der christlichen Kirche. Die Hinwendung zu Naturreligionen braucht daher niemanden zu verwundern.

Hinzu kommt, dass es wahrscheinlich ein natürliches Bedürfnis nach Rausch gibt, zurückzuführen auf ein natürliches Bedürfnis nach ekstatischen Erfahrungen – genauso, wie es ein natürliches Bedürfnis nach Schlaf gibt. Solche Erfahrungen heben den Menschen über seine alltäglichen Lebensumstände hinaus. Traditionell hat daher weltweit der Gebrauch von psychoaktiven Stoffen oder von die Psyche beeinflussenden Ritualen existiert bzw. existiert noch. In unserer Kultur sind dies heute der stark verbreitete Alkohol- und Drogenmissbrauch mit einer sich daraus ergebenden Kriminalisierung anderer Stoffe mangels liberaler, aufklärender Regelungen. Die Politik hat es hier zumindest in Deutschland versäumt, klare und vor allem logisch nachvollziehbare Richtlinien zu erlassen, welche dem natürlichen Bedürfnis nach Rausch Rechnung tragen. Die Niederlande, Belgien, die Schweiz oder Österreich sind diesbezüglich sehr viel liberaler und auch realitätsnäher.

Doch ein menschliches Grundbedürfnis nach Rausch existiert nun einmal ebenso wie ein Bedürfnis nach

Seelsorge. Wo immer etablierte Institutionen wie Staat und Kirche dies nicht bieten können, ja sogar (wie schon im Mittelalter) Abweichler strafrechtlich verfolgen, da braucht es niemanden mehr zu verwundern, wenn suchende und verunsicherte Menschen nach alternativen Angeboten Ausschau halten. Alternative Angebote - das sind Neodruiden, Neoschamanen, Neohexen, Satanismus, gewisse Sekten und unabhängig praktizierende Hexen bzw. Hexer, welche keiner bestimmten Strömung zuzuordnen sind.

Die christliche Kirche propagiert Gut und Böse, Gott und Satan. Christen beten zu Gott, Satanisten verehren den Teufel, meinen im Grunde aber Satan und differenzieren kaum - sie verwenden kurioserweise die seitens der christlichen Kirche erst im Mittelalter geschaffene Personalunion. Nur allzuoft zeichnen sich solche Gruppierungen (welche zwar bereits 1666 so genannte „Schwarze Messen“ zelebrierten, letztlich in der Neuzeit aber alle auf Aleister Crowley, 1875–1947, zurückzuführen sind) durch einen gewissen Fanatismus aus: Nur die auserwähltesten, nur die besten, nur die intelligentesten, nur die führungsstärksten Personen sind in diesen Gruppen zu finden. Nur - an einer Definition eben dieser Eigenschaften mangelt es. Was welche Eigenschaften sind, bestimmt eine unantastbare Führungspersönlichkeit. Die „Unantastbarkeit“ weist bereits darauf hin, dass diese Persönlichkeit möglicherweise an einer so genannten „Dissozialen Persönlichkeitsstörung“ leidet. Wie auch immer - diese Führungspersönlichkeit verspricht den Anhängern Macht - was auf nichts anderes herausläuft, als verantwortungslose, schwache und und obrigkeitshörige Menschen mit banalster Verhaltenspsychologie zu beeinflussen. Die Führer solcher

Gruppierungen beschwören dazu vermeintliche Idealbilder und hehre Werte und ihre Anhänger hinterfragen die Polemik nicht - denn das wäre Abweichlertum. Funktionieren politische Parteien und Hierarchien in Firmen und Ämtern nicht genauso?

In ähnlicher Weise gehen auch einzelne Neodruiden- und Neoschamanen-Zirkel vor. Allen gemein ist dabei die Betonung von vermeintlichem Geheimwissen, von „Magie“ im weitesten Sinne. Da wird von „Energiestrahlen“, „Energiefeldern“, „Erdstrahlen“, „Schwingungen“ u. ä. gesprochen, dessen wirkliche Bedeutung niemand nachvollziehen kann - handelt es sich doch um Geheimwissen! Ein neues Mitglied muss sich als „würdig“ für die Aufnahme in den Zirkel oder in die Gruppe erweisen und würdig ist nur der, der ein Aufnahmeritual über sich ergehen lassen hat. Aber: Bei einem solchen Ritual wird massiver Gruppendruck ausgeübt, auch und gerade dann, wenn im Rahmen des Rituals eine Straftat begangen wird. Die ist danach aber der Gruppe bekannt, ist dokumentiert und somit ein sehr gutes Druckmittel. Fazit: Die Gruppe hat ein (ängstliches und erpressbares) Mitglied mehr!

All das entspricht der Vorgehensweise von Sekten. Zuerst wird versucht, jemanden in irgendeiner Form zu ködern, meist mit Versprechungen. Es folgt die Bindungsphase (Aufnahmeritual), einhergehend mit der Entfremdung hinsichtlich bisher wichtiger Menschen im Leben der Zielperson. Wenn das lange genug durchexerziert worden ist, dann hat man die Zielperson isoliert, auf sich fixiert und daher auch unter Kontrolle. Man kann sie beliebig manipulieren. Konformität ist angesagt; Individualität stört da nur. Wer die Gruppe verlassen will, der muss mit

Repressionen bis hin zur Gewaltanwendung rechnen. Es ist allerdings erschreckend, dass immer öfter auch Betriebe im Umgang mit den Arbeitnehmern nach diesem Schema vorgehen!

Daneben gibt es - meist jüngere - Leute, welche die permanente Manipulation und Bevormundung, welcher wir ausgesetzt sind, bemerkt haben und die ihren eigenen Weg suchen, um dem zu entgehen. Die bemerkt haben, dass der Bibelspruch „Seid fruchtbar und mehret Euch“ angesichts des Zustandes der heutigen überbevölkerten Welt wohl in Wirklichkeit eher als Fluch zu verstehen ist und die sich daraufhin ihre Gedanken machen. Sie sind meist nur wenig organisiert und nennen sich „Hexen“, weil sie Rituale zelebrieren. Rituale, welche u. U. frei erfunden sind oder die auf Grundlagen und Einflüssen basieren, welche längst vergessen sind. Es ist fraglich, ob diese Personengruppe ihre eigenen Rituale auch wirklich begreift - und versteht, was vielleicht irgendwann einmal dahinter stand.

Häufig wenden sich diese „praktizierenden Hexen“ dann einer Naturreligion wie bspw. Wicca zu (welche nahezu alles, was irgendwie passen könnte, zu einem allumfassenden Konglomerat akkumuliert - angefangen vom überlieferten keltisch-druidischen Brauchtum über Phytomedizin bis hin zum Buddhismus, was allerdings zu einer erstaunlichen Vielfalt führt). Wicca ist in den USA eine öffentlich anerkannte, heidnische Naturreligion, welche rituell Vater Himmel und Mutter Erde personifiziert. Diese Hexenreligion unterscheidet sich in drei Punkten ganz erheblich von dem, was gemeinhin unter den o. a. Sekten verstanden wird: Sie folgt einem hohen ethischen Anspruch (das oberste und einzige Wicca-Gesetz, die „Wicca-Rede“,

lautet „If it harm none, do what you will - solange es niemandem schadet, tu was Du willst!“). Die Wicca-Rede stellt für ihre Anhänger keine festen Regeln auf, sondern setzt auf deren Selbstverantwortlichkeit, auf gesunden Menschenverstand und auf Nachdenken. Wicca hat nominal keinen obersten Führer. Wicca ist gerade deshalb so attraktiv für suchende Menschen, weil ein (ökologisches) Gleichgewicht zwischen Mensch und Natur als Grundlage gepredigt wird und man anderen Religionen gegenüber tolerant ist. Institutionalisierung fehlt; persönliche Freiheit und gesunder Menschenverstand werden groß geschrieben. Daher besteht Wicca auf einer Mindestlehrzeit (allerdings ohne vorgeschriebenen Weg) und auf einem Mindestalter, bevor neue Anhänger sich als zu Wicca gehörig bezeichnen dürfen. Nichtsdestotrotz versucht man in diesem Zusammenhang, die alten Kulte wieder aufleben zu lassen und zelebriert neuzeitlich geprägte Rituale, welche eigentlich durch nichts begründet sind und mit den alten keltischen Wurzeln nur wenig gemein haben. Insofern stellen die Naturreligionen einen durchaus gut- und ernstgemeinten Versuch dar, entbehren jedoch der Grundlage. Andererseits sind sie dadurch wesentlich „echter“ bzw. offener als so manche etablierte, große Religion.

Schließlich fehlt noch eine letzte Gruppierung von Menschen. Diese Leute sind grundsätzlich religionsunabhängig, haben sich aber manchmal Wicca angeschlossen, um sich mit Gleichgesinnten austauschen zu können. Sie können aber auch Christen, Muslime, Buddhisten, Hindus usw. sein. Sie folgen schlicht dem alten Grundsatz „wer heilt hat Recht“ - einem Grundsatz, welchen die heutige Apparatedizin nur allzuoft vermissen lässt. Für sie steht der Mensch als Solcher an erster Stelle.

Diese Personen sind nicht organisiert, sondern sie arbeiten allein, interessieren sich für das Hexenwesen vielleicht nur als Hobby oder aber am Rande im Rahmen ihrer Heilkunst - mal als Wahrsager, mal als Geistheiler, mal als „Kräuterhexe(r)“. Gerade der letztgenannten Fall ist ausgesprochen problematisch. Fakt ist, dass sehr viel Kräuterwissen existiert. Fakt ist aber auch, dass noch mehr Kräuterwissen wieder verloren gegangen ist und heute gegen den Widerstand der Pharnalobby erst erneut entdeckt werden muss – auf z. T. riskante Art und Weise.

Wer immer sich heute als Kräuterheiler oder als Kräuterhexe betätigt, darf dies rein rechtlich (und auch dann nur eingeschränkt) ausschließlich für den persönlichen Bedarf tun. Selbst die Verwendung der Kräuter an sich ist (da die Wirkstoffe in vielen Fällen dem Betäubungsmittelgesetz unterliegen) zum großen Teil per Gesetz reglementiert. Das Heilberufegesetz schreibt auf dem Umweg über die Kammerzugehörigkeit vor, dass nur Ärzte, Zahnärzte, Apotheker, Tierärzte und Psychotherapeuten in Heilberufen tätig sein dürfen. Wer nicht zu dieser „elitären“ Gruppe zählt und trotzdem toleriert wird, der wird oftmals auch von oben herab belächelt (Hebammen, Masseur, Chiropraktiker, Heilpraktiker, das Pflegepersonal etc.). Ohne Kammerzugehörigkeit ist eine Berufsausübung illegal und die Kammermitgliedschaft wird von einem anerkanntem Heilberuf abhängig gemacht.

„Hexe(r)“ ist kein anerkannter Heilberuf und es steht auch in absehbarer Zeit nicht zu erwarten, dass er das wird. Einige Hexen „tarnen“ sich daher als Heilpraktiker (und haben sich entsprechend ausbilden lassen), um sich zumindest in rechtlicher Hinsicht abzusichern. Diese Leute können - auch

heute noch - ihr Wissen nur von privat an privat, also „unter der Hand“, weitergeben. Das haben sie mit den keltischen Vorfahren gemeinsam. Sind sie nicht die wirklichen „Erben“ der Hagediessen?

Die Kammern unterstehen der Staatsaufsicht und sind zur Behördenunterstützung, also zur Meldung von illegaler Berufsausübung, verpflichtet. Nach der Bundesärzteordnung wird die Ausübung der Heilkunde ohne Approbation mit Freiheitsstrafe geahndet. Wenn jetzt also eine Kräuterhexe jemandem, der sie um Rat bittet, ein Mittel empfiehlt (oder gar gibt) und sich dafür entlohnen lässt, dann ist das die illegale Ausübung eines Heilberufes - und damit strafbar. Auf diesem Sektor tätige Hexen sind daher - genau wie schon im Mittelalter - noch immer (!) gezwungen, im Verborgenen zu arbeiten. Wen wundert es dann noch, dass sie versuchen (müssen), ihren Verdienst durch Tarot, Kartenlegen u. ä. aufzubessern und dass sie ob der völlig unwissenschaftlichen „Wahrsagerei“ von den meisten Menschen nicht ernst genommen, als „Spinner“ bezeichnet oder gar abgelehnt werden? Selbst dann, wenn sie erfolgreicher als die Schulmedizin sind - nur dürfen sie das ja auch nicht offen sagen. Dauern die Hexenverfolgungen eigentlich immer noch an - nur mit anderen Mitteln?

Hexenlaboratorium Küche?

Hexen und Hexer arbeiteten früher in Hexenküchen, in geheimen Laboratorien. Mit dem Begriff „Laboratorium“ assoziiert der Laie i. d. R. ein mit Glasapparaturen bestücktes chemisches Labor, in welchem es kocht, qualmt, zischt und brodeln. Dies ist allerdings ein sehr realitätsfernes Vorurteil! Natürlich findet man in modernen Chemielabors Glasgeräte und natürlich kocht dort auch mal was. Aber im allgemeinen ist hier die manuelle Arbeit zugunsten der maschinellen, computergestützten Steuerung schon lange in den Hintergrund getreten. Es gibt kaum noch ein Reaktionsgefäß oder ein Messgerät, an dessen Ende nicht irgendwo irgendein Computer respektive Netzwerk dranhängt. Laboratorien von heute sind High-Tech-Einrichtungen!

Die in derartigen Laboratorien verarbeiteten oder hergestellten Stoffe sind normiert und standardisiert. Analysen und Synthesen folgen (rechtlich) normierten Arbeitsvorschriften (DIN, ISO, GLP etc.). Dies hat gleich mehrere Gründe: Erzielen einer definierten Ausbeute (d. h. eines bestimmten Wirkungsgrades, schon aus rein ökonomischen Erwägungen heraus), Reproduzierbarkeit der Untersuchungen, Minimierung von teuer zu entsorgendem Chemieabfall, Vermeidung möglicher (und mitunter gefährlicher) Nebenreaktionen, Arbeitssicherheit, Sauberkeit, Einsparung von Beschaffungskosten, Vermeidung von Verunreinigungen usw.

Doch bedarf es wirklich eines solchen Laboratoriums, um eine pharmazeutisch wirksame Zubereitung selbst

herzustellen? Nein - denn auch bereits das Kochen eines einfachen Tees ist physikalisch-chemisch gesehen nichts anderes als eine Extraktion, und zwar eine Heißwasserextraktion. Die aber wird nicht mit Hilfe einer Labor-Glasapparatur durchgeführt, sondern schlicht in einer Tasse, welche irgendwo in einer Küche steht. Mit Küchenwerkzeug sind einige chemische Arbeitstechniken in Grenzen machbar (daneben lohnt es sich für Interessierte aber auch, einen Blick auf Chemie-Ausbildungsmaterial wie bspw. Chemiebaukästen oder auf Gebrauchtgeräte von Flohmärkten zu werfen). In Grenzen bedeutet, dass der Chemiker z. T. recht extreme Bedingungen wählt, um Stoffe frei- oder umzusetzen - Schmelzen, konzentrierte Säuren oder Basen u. ä. Da es sich bei den pharmazeutisch wirksamen Naturstoffen aber im weitesten Sinne um Nahrungsmittel handelt, lassen sich solche extremen Bedingungen meist vermeiden und viele (wenngleich auch nicht alle) Laborarbeitstechniken von einer Neo-Kräuterhexe auch in der Küche für den Eigenbedarf durchführen. Die folgende Liste beinhaltet daher skizzenhaft eine Gegenüberstellung von Laborgerät oder Laborarbeitstechniken und alternativ einsetzbaren Küchenutensilien bzw. der Vorgehensweise in einer Küche.

Zerkleinern:

Zum Zerkleinern verwendet der Chemiker Grinder-Mühlen oder Mörser und Pistill. Beides steht in der Küche nicht zur Verfügung. Alternativ kann eine Küchenmaschine, u. U. auch ein Fleischwolf oder eine Reibe, für die meisten Stoffe eingesetzt werden. Sehr hartes Material (z. B. Samen oder Minerale) gibt man in einen verschlossenen Plastikbeutel, legt diesen auf eine feste Unterlage und zertrümmert den

Inhalt mit dem Hammer oder zerquetscht ihn mit einem Schraubstock. Weichere Materialien lassen sich mitunter schon zwischen zwei Löffeln oder Frühstücksbrettchen zerdrücken. Eleganter sind natürlich Mörser. Brauchbare Geräte erhält man z. B. von Marktständen, welche hölzerne Waren anbieten. Allerdings ist bei solchen Geräten das Imprägnieren mit einem „Frühstücksbretter-Öl“ unumgänglich.

Phasentrennung:

Eine Phasentrennung von zwei unmischbaren Flüssigkeiten wie bspw. Öl und Wasser führt der Chemiker mit Hilfe eines Scheidetrichters durch. In der Küche lässt sich ersatzweise - ein hinreichend großes Volumen beider Phasen vorausgesetzt - ein handelsübliches „Fettweg-Kännchen“ zur Bratenfett-Abtrennung verwenden. Notfalls wird dazu die Fettphase mit etwas Olivenöl „aufgestockt“.

Fest-Flüssig-Trennung:

Um Feststoffe von einer Flüssigkeit abzutrennen, steht dem Chemiker ein ganzes Arsenal verschiedener Gerätschaften zur Verfügung. Das älteste und verbreitetste Verfahren dabei ist immer noch die Filtration, bei welcher ein Glasrichter mit einem Filterpapier beschickt und mit Klemmen und Muffen in einem Filtergestell (Stativ) befestigt wird. Auch in der Küche verwendet man einen handelsüblichen Trichter, allerdings aus Kunststoff. Als Filterpapier dient ein zurechtgeschnittenes Kaffeefilter. Die Rolle des Filtergestells übernimmt ein altes Frühstücksbrett, welches man mittig mit einer Bohrung versehen hat, in welche der Trichterstiel hinein passt. Der Trichter wird dort einfach eingesetzt und das Ganze auf ein Glas oder auf eine Tasse gestellt.

Flüssigkeitsdosierung:

Zur Flüssigkeitsdosierung benutzt der Chemiker verschiedene Formen von Pipetten oder Büretten, teils auch motorbetrieben, sowie graduierte Messgefäße (Erlenmeyerkolben, Messzylinder, Messkolben, Messbecher u. ä.). Ein solcher Aufwand ist analytisch und bei der Herstellung von Präparaten mit exakt definierter Zusammensetzung zwar durchaus gerechtfertigt, bei der eigenen Herstellung von Mitteln für den privaten Gebrauch aber i. d. R. völlig überflüssig. Hier tun es auch handelsübliche Küchen-Messbecher oder Messlöffel aus verbrauchten Medikamenten-Packungen. Benötigt man darüber hinaus graduierte und hochpräzise Materialien zum Abmessen von Volumina bis etwa 10 ml, so lassen sich die Küvetten für aquaristische Wassertestkits aus der Zoohandlung verwenden.

Feststoffmischung:

Verschiedene Feststoffe vermischt der Chemiker bei großen Volumina mit Hilfe von (motorbetriebenen) Mischtrommeln oder bei kleinen Volumina mit Hilfe von Mörser und Pistill. Da man es für den Eigenbedarf i. d. R. nur mit kleinen Volumina zu tun hat, können diese in der Küche auch mit Hilfe eines Löffels in einer Dessert-Glasschale vermischt werden. Zum Abnehmen des Feststoffs tritt an die Stelle des vom Chemiker benutzten Löffelspatels in der Küche ein einfacher Teelöffel.

Phasenmischung:

Das Vermischen verschiedener, normalerweise miteinander unmischbarer Flüssigkeiten geschieht im Labor mit

Dispergiergeräten oder Ultraschalldesintegratoren und unter Zuhilfenahme von chemischen Emulgatoren. In der Küche dient ein sehr schnell drehender Pürrierstab (5000 UpM oder mehr) dem gleichen Zweck und den Emulgator liefert etwas Eigelb.

Kochen:

Kochen ist ein einfaches Extraktions- und Löseverfahren, mit welchem Substanzen in die gelöste Form überführt werden. Der Chemiker benötigt dazu mindestens ein Becherglas mit Siedestab sowie eine Heizquelle. In der Küche übernimmt ein Kochtopf den Part des Becherglases, ein Kochlöffel den Part des Siedestabes und die Herdplatte den Part der Heizquelle. Damit der Topf nicht vom Inhalt angegriffen wird, sollte er aus rostfreiem Stahl bestehen und keinesfalls aus Aluminium.

Autoklavieren:

Mitunter reicht das einfache Kochen zum Lösen oder Extrahieren nicht aus oder aber die Kochzeit ist überproportional verlängert - 12 Stunden oder mehr. Im chemischen Labor kommt an dieser Stelle der Autoklav ins Spiel, welcher Druck bis 350 atü aufbaut und Temperaturen bis 350 °C ermöglicht. Damit gelingt es, auch schwerlösliche Stoffe binnen vergleichsweise kurzer Zeit freizusetzen. In der Küche tritt der Schnellkochtopf an die Stelle des Autoklaven. Zwar erreicht er typischerweise nur etwa 120 °C und 3 atü, doch reicht dies i. d. R. schon aus. Koch- bzw. Extraktionszeiten halbieren oder vierteln sich dadurch.

Destillation:

Im chemischen Labor wird die Destillation dazu eingesetzt, Lösemittel oder Wirkstoffe aus einer flüssigen Mischung abzutrennen - je nachdem, was leichter siedet. Der Chemiker benutzt dazu eine Destillationsapparatur, welche aus etlichen normierten Bauteilen zusammengesetzt wird, um ein optimales Ergebnis zu gewährleisten. Diese Apparatur muss zusammengebaut und mit Hilfe von Stativen, Klemmen und Muffen standfest gemacht werden. In der Küche geht es einfacher - eine Alternative bietet die Verwendung eines (umgebauten) Kochtopfes! Nimmt man einen Kochtopf, dessen Deckel mittig einen Kunststoffgriff aufweist, so lässt sich der Griff abschrauben. Die Halteschraube wird abgesägt und an der Stelle der Deckel durchbohrt. Hier setzt man eine Schlauchtülle (z. B. aus dem Kfz-Bedarf, aus dem Baumarkt oder aus der Aquaristik-Abteilung einer Zoohandlung) ein. Besser ist das Ersetzen des Ventils bei einem Schnellkochtopf, aber auch deutlich teurer. Auf die Tülle kommt ein Kunststoff- (kein Gummi-) Schlauch. Er wirkt als Kühler, ggf. mit einem daneben gestellten Ventilator. Beim Abdestillieren von Wein (was verboten ist!) werden der Vorlauf (Methanol-haltig, etwa 10 % des Destillatvolumens) und der Nachlauf (Fuselöl-haltig, auch etwa 10 % des Destillatvolumens) verworfen, da sie giftig sind.

Wasserdampfdestillation:

Die Wasserdampfdestillation ist ein althergebrachtes Laborverfahren, um ölige Substanzen aus Pflanzenrohmaterial zu extrahieren. Man beheizt gewässertes Gut in Wasser, um Wasserdampf entweichen zu lassen. Er dient als Schlepptittel für die öligen Inhaltsstoffe, welche mitgerissen werden. Die aus dem Ölablauf tropfende

Lösung ist dann Öl-angereichert. Das Öl scheidet sich auf ihrer Oberfläche ab und kann mittels Scheidetrichter von der wässrigen Phase abgetrennt werden. Eine Wasserdampfdestillation lässt sich jedoch auch alternativ mit regulärem Küchengerät durchführen. Dazu nimmt man ein Sieb mit kleingehackten Abschnitten des Extraktionsgutes und hängt es über einen Topf kochenden Wassers. Dann hängt man eine umgedrehte Schüssel über den Topfrand und fängt den herabtropfenden, kondensierenden Dampf auf. Das aromatische Öl bedeckt danach in Form von öligklaren Augen die Oberfläche des aufgefangenen Wassers und wird abgetrennt, bspw. mit einem so genannten „Fettweg-Kännchen“.

Lösemittel:

Längst nicht alle Substanzen sind wasserlöslich. Der Chemiker greift in solchen Fällen zu einem Lösemittel, um die Stoffe zu extrahieren. Lösemittel sind im allgemeinen jedoch gesundheitsschädlich oder gar giftig. Mit einer Ausnahme und das ist Alkohol. Nun ist chemisch reiner Alkohol nur schwerlich erhältlich. Für Extraktionszwecke im Küchenbereich stellt Strohrum eine geradezu ideale Alternative dar - enthält er doch rund 80 Vol.-% Alkohol, was fast immer ausreicht.

Ansäuern und Alkalisieren:

Wenn eine Substanz sich auch mit Lösemitteln nicht extrahieren lässt, dann säuert der Chemiker den Grundstoff an oder er alkalisiert ihn, d. h. er überführt die Substanz in ein wasserlösliches Salz oder aber in eine gleichfalls wasserlösliche Base. Zum Ansäuern dienen standardmäßig Schwefel-, Salz- oder Salpetersäure und zum Alkalisieren

Ätznatron oder Ätzkali. Im Küchenbereich haben diese hochaggressiven Säuren und Basen nichts zu suchen. Dennoch ist auch hier ein Ansäuern und ein Alkalisieren möglich, wenngleich in deutlich milderer Form. Zum Ansäuern dienen Vitamin C (auch: „Ascorbinsäure“ - gibt's in Drogerieabteilungen in Supermärkten) oder Essig oder Zitronensäure oder Zitronensaft oder Ananassaft oder (zum milden Ansäuern) Orangensaft. Will man auf das Ansäuern gänzlich verzichten, dann verwendet man als Lösemittel Weißwein, denn der weist durch seinen Weinsäuregehalt einen sauren pH-Wert auf (ca. 2,5 bis 3,4). Wesentlich eingeschränkter sind die Mittel beim Alkalisieren, denn dazu kommen praktisch nur Backpulver und Antacidica (Mittel gegen Sodbrennen wie bspw. „Talcid“ mit Magnesium-Aluminium-Hydroxid-Karbonat als Wirkstoff) infrage. Alternativ kann man auch zerpulverte Muschelschale als Kalk benutzen. Der Vorteil dieser milderen Ansäuerung oder Alkalisierung liegt auf der Hand: Das arbeitsaufwändige Entfernen von Säure oder Alkali, welches im chemischen Labor durchgeführt werden muss, unterbleibt gänzlich, denn es ist schlicht überflüssig. Der Nachteil einer solch milderen Salz- oder Basenbildung ist darin zu sehen, dass Extraktionen und Löseprozesse länger als im Labor dauern oder/ und einen geringeren Wirkungsgrad aufweisen.

Wägung:

Die Waage ist eines der wichtigsten Messgeräte des Chemikers. Sie gestattet es ihm, exakt definierte Massen zu bestimmen bzw. bereit zu stellen. Der Chemiker verwendet dabei zwei Arten von Waagen, nämlich die Oberschalige Waage für große Massen und die (Halbmikro-) Analysenwaage für kleine und kleinste Massen. Die

oberschalige Waage gestattet es je nach Bauform, einige Kilogramm bis hin zu mehreren Zentnern grammgenau abzuwiegen. Der Wägebereich der Analysenwaage reicht (gleichfalls bauformabhängig) von etwa 10 μg bis hin zu 30 g. Damit ist es ein viel Übung erforderndes Geduldsspiel, Stoffmengen, welche nur den Bruchteil eines Staubkorns ausmachen, direkt einzuwiegen, doch es ist prinzipiell machbar. In der Küche ist eine derartige Wägeauflösung nicht möglich und auch fehl am Platze. Doch auch hier benötigt man grundsätzlich zwei Waagen: Eine (elektronische) Küchenwaage für einige Kilogramm mit einer 1g-Auflösung (für größere Mengen) sowie eine elektronische Briefwaage mit einer Mindestauflösung von 0,1 g (besser, aber auch deutlich teurer, ist eine Auflösung von 0,01 g). Steht keine Waage mit hinreichend feiner Auflösung zur Verfügung, dann kann man sich mit dem Streckmittel-Verfahren behelfen - dabei werden größere Massen mit geringen Wirkstoffkonzentrationen eingewogen. Ein Beispiel: Man benötigt von einem Stoff 0,1 g, aber die Waage wiegt nur 1g-Schritte. Dann wird 1 g Wirkstoff eingewogen und mit 9 g Streckmittel (Mehl oder Puderzucker etc.) gut - also homogen - vermischt. Nimmt man danach 1 g dieser Mischung ab, dann enthält die 0,1 g (also die nicht direkt wägbare, jedoch benötigte Menge) des Wirkstoffs.

Messung des pH-Wertes:

In wässrigen Lösungen ist der pH-Wert ein wichtiges Kriterium, um die Löslichkeiten bestimmter Stoffe zu optimieren. Der Chemiker stellt daher den pH-Wert je nach Bedarf mit Säuren und Alkalien exakt ein. Zur Messung verwendet er elektronische pH-Messgeräte. Solche Geräte

gibt es für den Bereich der Umweltmesstechnik auch im Elektronik-Fachhandel, jedoch sind sie sehr teuer. Im Küchenbereich benötigt man sie kaum, hat man hier doch zwei andere Alternativen: Die erste besteht darin, zumindest bei ungefärbten Lösungen ein reguläres pH-Testset für Aquarienwasser aus der Zoohandlung zu benutzen. Es steht (wie Versuche belegten) hinsichtlich seiner Genauigkeit dem elektronischen Gerät in Nichts nach und ist wesentlich (!) preisgünstiger. Die zweite Möglichkeit besteht darin, von vornherein ein Medium mit geeignetem pH-Wert einzusetzen, so dass man auf die Messung des pH-Wertes komplett verzichten kann. Dazu einige Richtwerte:

Zitrussäfte	pH 1,8-2,0
Wein	pH 2,5-3,4
Orangensaft	pH 3,0-4,0
Tomatensaft	pH 4,0-4,4
Kartoffelsaft	pH 5,6-6,0
H-Milch 1,5% Fett	pH 5,6-6,6
Trinkwasser	pH 6,5-8,0

Trocknung:

Zum Trocknen von Substanzen benutzt der Chemiker oftmals einen Trockenschrank, in welchem er die Temperatur bis gut 100 °C exakt einstellen kann, so dass Zersetzungen vermieden werden. In der Küche übernimmt der auf 50 bis 70 °C geheizte Backofen die Aufgabe des Trockenschanks. Wenn er zu heiß wird, dann lässt man ihn einfach offenstehen. Alternativ lässt sich die Mikrowelle einsetzen, wenn immer nur für kurze Zeit mit kleiner Stufe von ca. 250 W bestrahlt wird (lange Zeiten und hohe Leistungen verbrennen das Material).

Temperaturmessung:

Mit Alkohol- und Quecksilberthermometern, elektronischen Temperaturmessgeräten, Thermokreiden und Substanzen von exakt definiertem Schmelzpunkt verfügen chemische Laboratorien über eine riesige Sammlung, um Reaktionen ganz genau zu „fahren“. In der Küche ist eine solche Steuerung weder möglich noch notwendig. Hier geht es vielmehr darum, Temperaturen nicht zu groß werden zu lassen, um Zersetzungen zu vermeiden. Ein elektronisches Digitalmultimeter, wie es sich in vielen Haushalten findet, hilft dabei. Stattet man dieses Vielfachmessgerät nämlich mit einem normalerweise als Zubehör erhältlichen Temperaturmessfühler aus, dann erhält man ein hochpräzises Digitalthermometer für den Hausgebrauch. Alternativ kann ein berührungslos arbeitendes IR-Thermometer aus Baumarkt oder Elektronikfachhandel benutzt werden (teuer!).

Vakuumdestillation:

Die Vakuumdestillation dient im Chemielabor dazu, Lösemittel bei geringer Temperatur zu verdampfen und Wirkstoffe zurück zu behalten. Das Verfahren kommt immer dann zur Anwendung, wenn hohe Destillations-Temperaturen das Material zerstören würden. Der Chemiker verwendet dazu eine aus vielen normierten Einzelteilen zusammengesetzte Vakuumdestillationsapparatur, welcher eine Vakuumpumpe über Vakuumschläuche die Luft entzieht. Vakuumpumpen gibt es elektrisch und mechanisch als Wasserstrahlpumpe. Letztere wird auf den Wasserhahn geschraubt und das Wasser voll aufgedreht. Der Wasserdruck reisst dann die Luft aus der Apparatur mit sich. Die Vakuumdestillationsapparatur benötigt man in der

Küche nicht, wohl aber die Vakuumschläuche und die Wasserstrahlpumpe, beides erhältlich im Laborfachhandel oder manchmal auf Flohmärkten. An die Stelle der Vakuumdestille tritt ein umgebauter Schnellkochtopf, bei dem das Deckelventil durch einen handelsüblichen, verschraubbaren Schlauchanschluss mit Olive ersetzt wird. Darauf kommt ein Stück Vakuumschlauch. Dieses mündet in ein T-Stück, dessen eines Schlauchende zur am Wasserhahn verschraubten Wasserstrahlpumpe führt. Auf das andere Ende des T-Stücks wird ein offenes Stück Vakuumschlauch gesetzt, welches durch eine Schlauchklemme zu verschließen ist. Dieses Ende dient später zur Belüftung der Apparatur. Alle Schlauchverbindungen müssen unbedingt durch Schellen gesichert werden! Setzt man nun den Deckel auf den Topf und dreht die Wasserstrahlpumpe auf, dann entsteht zwar kein Vakuum, wohl aber ein sehr starker, vakuumähnlicher Unterdruck in dem Topf. Durch sehr milde Hitze (Herdplatte auf kleinster Stufe) lässt sich das Verdampfen des Lösemittels optimieren. Durch die Vakuumdestillation kühlt sich der Topf stark ab; die Beheizung wirkt entgegen. Man kann die Temperatur mit der Hand kontrollieren: Es sollte nicht heiß sein. Meist reichen 10 Minuten Destillationszeit schon aus. Dann die Pumpe abschalten (ein darin enthaltenes Ventil verhindert ein Rückfließen des Wassers) und den Topf noch etwa eine halbe Stunde stehen lassen. Der Unterdruck nimmt daraufhin durch winzige Undichtigkeiten ab (andernfalls bestünde Implosionsgefahr!). Zuletzt belüftet man, indem man ganz langsam und vorsichtig die Schlauchklemme öffnet.

Zellaufschluss:

Einige pflanzliche Substanzen beinhalten ihre Wirkstoffe eingeschlossen in den Zellen und geben sie nur bei Zerstörung der Zellwände frei. Im Chemielabor werden die Zellwände durch Ultraschall zerfetzt oder in Biofermentern mit Hilfe von Bakterien zerstört. In der Küche kann man sich als Alternative dazu die Anomalie des Wassers zunutze machen: Das Material anfeuchten und mindestens eine Woche lang bei -10 bis -20 °C tiefgefrieren. Dabei bilden sich Eiskristalle, durch deren Ausdehnung die Zellwände zerstört werden. Nach dem Auftauen ist eine Extraktion durch Kochen o. ä. zumeist problemlos möglich.

Flüssigkeitsgewinnung:

Um Flüssigkeiten aus einer Probe zu gewinnen, zerkleinert der Chemiker das Material und packt es in eine Presse. Die Küchenalternative dazu ist der Entsafter.

Flüssigkeitstrennung:

Pflanzensäfte sind immer Wirkstoffmischungen. Doch es ist möglich, solche Mischungen in Einzelstoffe aufzutrennen. Der Chemiker setzt dazu chromatographische Methoden ein, i. d. R. mit sehr hohem (und teurem) apparativen Aufwand. Alle chromatographischen Methoden basieren letztendlich darauf, dass Stoffe gelöst vorliegen und über die Kapillarkräfte eines Lösungsmittels je nach Löslichkeit darin unterschiedlich weit auf einem adsorbierenden Trägerstoff mitgeschleppt werden. Irgendwann geht es für den ersten Stoff nicht mehr weiter, für den zweiten und dritten aber schon usw. - bis die Trennung vollständig erfolgt ist. So etwas lässt sich auch in der Küche realisieren, und zwar mit dem ersten und einfachsten Chromatographieverfahren, der

Papierchromatographie. Dazu benötigt man ein weißes (!) Kaffeefilter, aus welchem eine kreisrunde Scheibe ausgeschnitten wird. Ferner benötigt man eine Glasschale, deren Durchmesser geringfügig unter dem der Papierscheibe liegt.

Die Papierscheibe erhält mittig ein Loch. In die Glasschale füllt man nun das Lösemittel. Die Papierscheibe wird so auf die Glasschale gelegt, dass sie keinen Kontakt mit der Flüssigkeit hat. Durch das mittige Loch steckt man nun ein zusammengerolltes Stück Papierfilter quasi als „Docht“ hindurch, so dass es in die Flüssigkeit ragt. Rings um diesen Docht wird nun der zu trennende Pflanzensaft aufgetragen. Das Lösemittel steigt im Docht nach oben, erreicht den Pflanzensaft auf dem Filterpapier, löst ihn und schleppt ihn kreisförmig auf dem Filterpapier mit - wobei eine Auftrennung in die einzelnen Wirkstoffe erfolgt.

Diese stoffreinen Fraktionen bilden hinterher kreisförmige Verfärbungen auf dem Filterpapier, welches im Anschluss vorsichtig getrocknet wird. Falls man keine Fraktionen sieht, so hilft i. d. R. die Beleuchtung mit einer UV-Lampe (Geldscheinprüflampe) in einem dunklen Raum weiter - die meisten Stoffe fluoreszieren dann und ihre Position kann mittels Bleistift markiert werden. Mit braunem Filterpapier funktioniert dies nicht. Schneidet man diese Kreise dann aus, so hat man Filterpapier mit aufgereinigten Einzelstoffen, welche sortenrein extrahiert werden können (s. o.).

Welches Lösemittel man bei dieser zirkularen Papierchromatographie einsetzt, ist schon beinahe egal, da es durch das Trocknen des Filterpapiers ja komplett verdunstet. Neben Wasser, Essig und Alkohol eignen sich daher auch

Benzin, Aceton u. a. Stoffe. Nur zu giftig oder feuergefährlich sollte das Lösemittel nicht sein, da es ja in die Raumluft gelangt.

Aufkonzentrierungen:

Der einfachste Fall einer Aufkonzentrierung geht von einer alkoholischen Tinktur aus. Man übergießt die Menge an Kraut, deren Wirkstoffe man benötigt, in einer Braunglasflasche mit reinem, unvergälltem Alkohol (oder ersatzweise mit Strohrum) derart, dass der Alkohol etwa fingerbreit über dem Kraut steht. Die Flasche muss nun mindestens 1 Woche lang (besser 6 Wochen) warm stehen und wird täglich einmal umgeschüttelt. Anschließend seiht man ab und drückt dabei das Kraut kräftig aus. Der Alkohol bleibt jetzt offen an einem warmen Ort stehen und verdunstet langsam, wodurch sich das Volumen der Tinktur verringert und der Wirkstoff darin aufkonzentriert. Typische Volumenreduzierungen sind auf die Hälfte (2X-Konzentrat), auf ein Fünftel (5X-Konzentrat) oder gar - wenngleich auch selten - auf ein Zehntel (10X-Konzentrat).

Für feste Wirkstoffe tropft man das 5X- oder das 10X-Konzentrat auf ein kleines Stück Esspapier und lässt es dort vollkommen eintrocknen, so dass nur noch der zuvor gelöste Wirkstoff zurückbleibt. Das Esspapier enthält anschließend den aufkonzentrierten Feststoff. In diesem Fall kommt bei einer Einnahme das ursprüngliche Extraktionsmittel mit dem Körper überhaupt nicht mehr in Kontakt, so dass anstelle von Alkohol auch andere Stoffe wie bspw. Aceton zum Extrahieren eingesetzt werden können - was mitunter wesentlich effektiver ist.

Tablettierung:

Das einfachste Tablettierverfahren besteht darin, einen sehr festen Honig bis zum Erreichen der Fließfähigkeit auf dem Wasserbad zu erwärmen. Sobald die Fließfähigkeit erreicht ist, wird die exakt abgemessene Wirkstoffmenge hinzugefügt. Anschließend entnimmt man den Honig in tablettengroßen Stücken und gibt ihn auf ein Backpapier. Im Kühlschrank erkalten lassen; es bilden sich „Honigtabletten“. Anstelle von Honig ist auch Bienenwachs geeignet. Wer hygienische Aspekte außer acht lässt, der kann auch weichgekauertes Fruchtgummi (z. B. Mao-Am) nehmen und dort die Wirkstoffe einkneten. Oder man mischt die Wirkstoffe unter mit Wasser angedickten (Puder-) Zucker und trocknet diesen danach zu kleinen Zuckerklümpchen.

Kapselbefüllung:

Dieses Verfahren ist eleganter als die Tablettierung, erfordert jedoch die mitunter etwas schwierige Beschaffung von Gelatine-Leerkapseln. Man erhält derartige Kapseln bspw. in professionellen Schminkshops, u. a. für Filmblut. Solche Kapseln lösen sich von selbst auf und können daher eingenommen werden. Ihr Preis rangiert bei etwa 40 bis 50 ct/Stück. Eine solche Kapsel besteht aus einem kürzeren Ober- und aus einem längeren Unterteil. Um sie zu befüllen, bedarf es eines Halters. Der Halter lässt sich leicht und schnell aus einem Stück Holz mit 8mm-Bohrungen oder aus einem entsprechenden Stück Pappe herstellen. Nun wird die Kapsel auseinandergezogen. Das längere Unterteil dient der Wirkstoffaufnahme und kommt (Öffnung nach oben) in den Halter. Den Wirkstoff selbst misst man ab und gibt ihn auf ein mittig gefaltetes Blatt Papier. Mit Hilfe der Falte lässt man ihn in das Kapselunterteil rieseln. Ein eventuell noch

frei bleibendes Volumen kann mit einem Füllstoff (Mehl, Zucker etc.) aufgefüllt werden. Nun noch das Oberteil der Kapsel aufstecken und schon ist das Präparat zur Einnahme fertig.

Salbenherstellung:

Es gibt zahlreiche verschiedene Verfahren der Salbenherstellung. Hier soll nur exemplarisch eine einfache, allgemein verwendbare Methode genannt werden, nämlich auf Öl-Wachs-Grundlage. Man verwendet einen bereits vorgefertigten Extrakt des Pflanzenmaterials, vorzugsweise auf Öl-Grundlage. Zuerst übergießt man einige Gramm (meist 5 g) des Pflanzenmaterials mit kaltgepresstem Olivenöl (da nur dieses absolut frei von Zusätzen ist). Die Kräuter müssen vollständig bedeckt sein. Man lässt etwa 8 Wochen unter Licht- und Luftabschluss stehen und filtert dann ab - dabei die Kräuter ausquetschen. Nun wird etwas Vaseline oder ersatzweise Bienenwachs im Wasserbad verflüssigt und man gibt langsam unter ständigem Rühren den Ölextrakt hinzu. Noch flüssig in die Endverbrauchsgefäße abfüllen und diese luftdicht verschliessen. Lagerung im Kühlschrank.

Dies sind jetzt nur einige allgemeine Labor-Arbeitstechniken mit Küchengerät. Damit lassen sich viele Kräuterpräparate für den Eigengebrauch auch von Neo-Hexen recht problemlos herstellen. Auf die Angabe spezifischer Extraktions- und Zubereitungstechniken bei bestimmten Naturstoffen wurde hier allerdings bewusst verzichtet, um rechtlichen Problemen von vornherein aus dem Weg zu gehen.

Schlusswort

Wie gezeigt wurde, beruht das Bild der „Bösen Hexe“ aus dem Märchen auf einem Vorurteil, ebenso wie die pauschale Einstufung aller aktuellen Naturreligionen als Sekten. Solche Vorurteile sind nicht haltbar und daher falsch. Hexen im Sinne früherer Zeiten lassen sich auf keltische Priesterinnen zurückführen. Sie dürften nicht böse, sondern vielmehr für die Gesellschaft unverzichtbare Heilerinnen gewesen sein. Es ist daher an der Zeit, dem bisher gültigen Vorurteil interdisziplinär und unvoreingenommen entgegen zu treten. Auch muss die Frage gestattet sein, inwieweit sich bspw. in der Bibel oder im Koran formulierte Monopolansprüche mit den heutigen historischen sowie soziologischen Erkenntnissen vereinbaren lassen und inwieweit derartige Ansprüche (noch) dem allen großen Religionen gemeinsamen Grundgedanken der Toleranz gegenüber Andersdenkenden entsprechen. Sind es nicht gerade diese Monopolansprüche, welche besagen, dass nur diese eine und keine andere Religion den „richtigen“ Gott für sich beansprucht, die einen Missbrauch durch Fanatiker geradezu herausfordern? Solche Monopolansprüche fördern Vorurteile.

Vorurteile entstehen durch Unwissenheit. Die Unwissenheit lässt sich beseitigen, indem bspw. das Kräuterwissen nicht länger nur auf Apotheker, Ärzte bzw. Pharmazeuten und die damit assoziierten Berufe beschränkt bleibt, sondern wieder zum Allgemeingut wird. So etwas lässt sich u. a. dadurch verwirklichen, dass die Kräuterkunde Eingang in den Schulunterricht oder in die Berufsausbildung findet und dass

die Selbstmedikation wieder salonfähig wird. Letzteres ist von entscheidender Wichtigkeit, wenn einerseits unter dem Deckmantel der „Wettbewerbsfähigkeit“ die sich beständig verschlechternden Arbeitsbedingungen dazu geeignet sind, die Arbeitnehmer langfristig krank zu machen und wenn andererseits die Krankenversicherungen ihre Leistungen massiv zurückfahren. Im Gegenzug steigt der Verdienst der Pharmaindustrie kräftig an - und auf wessen Kosten?

Ein Beispiel: Das weitestgehende Erlöschen der Verkehrsfähigkeit von Ergotaminen im Juli 2003 beispielsweise und ihr Ersatz durch Triptane ging für die Betroffenen mit einer Kostensteigerung von mindestens Faktor Dreissig einher - Kosten, welche die Betroffenen selbst zu tragen haben. Parallel dazu wird - wieder unter dem Deckmantel der „Wettbewerbsfähigkeit“ - Lohnverzicht verlangt (durch längere Arbeitszeiten ohne Ausgleich, durch den Wegfall von Urlaubs- und Weihnachtsgeld usw.). Die in den Heilberufen tätigen Personen können gegen solche belastenden Verhältnisse nichts machen und für die Krankenkassen bedeutet das Abstriche bei dem einen oder anderen Verwaltungspalast. Gewinner ist die Pharmaindustrie zulasten von Otto Normalverbraucher. Es ist absehbar, dass solche Verhältnisse auf eine Zwei-Klassen-Medizin hinauslaufen werden. Eine auf Kräuterwissen basierende Selbstmedikation könnte die Kostenexplosion im Gesundheitswesen zumindest abmildern, wie es in den USA bereits seit Jahrzehnten mit den frei verkäuflichen Pharmaka der Fall ist.

Dazu jedoch muss die seit Jahrhunderten geförderte Pauschalablehnung des Hexenwesens aus den Köpfen der Menschen verschwinden, muss den Neo-Hexen die

Möglichkeit eingeräumt werden, aus der Illegalität heraustreten zu können. Dazu muss es den Kräuterkundigen ganz legal gestattet sein, Nachfolger auszubilden, ohne Gefahr zu laufen, mit dem Gesetz in Konflikt zu kommen. Sie müssen lehren dürfen.

Manch einer mag jetzt vielleicht einwenden, dass es doch genügend Kräuterbücher auf dem Markt gibt, anhand derer man sich informieren kann. Doch gibt es solche Bücher wirklich? Normalerweise steht dort nämlich immer nur geschrieben, dass die und die Pflanze gegen eine bestimmte Krankheit hilft. Doch die Angaben dazu, wieviel von welchem Pflanzenteil und in welcher Zubereitungsart einzusetzen sind (also exakt das, was man eigentlich benötigen würde) - die fehlen! Dieses Fehlen macht die betreffenden Werke hinsichtlich einer praktischen Anwendung nahezu wertlos und veranlassen den Leser schlimmstenfalls zu riskanten Selbstversuchen!

Warum aber fehlen die Rezepte? Weil man deren Angabe als Aufforderung zur Begehung von Straftaten missdeuten könnte. Aufklärung tut not. Ohne Aufklärung sind Probleme und Ablehnung unausweichlich. Anstelle einer Pauschalablehnung bedarf es einer differenzierten Neubetrachtung, auch und gerade hinsichtlich der wenigen keltogermanischen Hinterlassenschaften, die uns nach der Zwangschristianisierung und den Hexenverfolgungen noch verblieben sind. Letzteres muss wertfrei geschehen und ohne nationalistische Propaganda. Nachdem die Nazis die alten heidnischen Relikte als Propagandamittel für ihren Antisemitismus missbraucht haben, dürfte dies allerdings nicht ganz einfach sein.

Die meisten der medizinisch wirksamen Kräuter sind psychoaktiv. Dennoch wurden und werden solche Kräuter in allen Kulturen verwendet. Eine pauschale Verdammung derartiger Mittel als „Drogen“ und ihrer Handhabung durch „Hexen“ ist nicht mehr zeitgemäß. So genannte „Legal High’s“ sind in Garten- und Supermärkten problemlos erhältlich. Warum werden dann Personen, welche mit solchen Pflanzen arbeiten, pauschal diffamiert? Es kommt immer nur auf die Frage der Dosis und die der Einnahmehäufigkeit an, inwieweit ein Missbrauch betrieben wird. Sachliche Aufklärung wirkt dem Missbrauch entgegen. Wer den Gebrauch wirksamer Kräuter pauschal verdammt, der betrachte einmal kritisch folgende Fragen:

- Warum sind „Mornig Glory“ Samen mit dem LSD-ähnlichen Wirkstoff Lysergsäureamid (LSA) in den USA illegal, in Europa aber uneingeschränkt frei verkäuflich?
- Warum gilt Coca in Südamerika oder Kath in Äthiopien als Nahrungsergänzung, in Europa aber als Rauschgift?
- Warum behandeln Länder wie die Niederlande, Österreich oder Indien den Hanf sehr liberal, während die Pflanze nach 10000-jähriger Nutzung mit zuletzt staatlicher Anbauförderung in Deutschland mit Ende des zweiten Weltkriegs auf einmal illegal war und dämonisiert worden ist?
- Warum sehen Europäer den Fliegenpilz als giftig an, während er gleichzeitig in Sibirien als Mittel zur Leistungssteigerung und in Japan als kulinarische Delikatesse gilt?
- Warum gilt Schlafmohn in Deutschland als illegal, wird aber gleichzeitig im Gartenfachhandel als Zierpflanze angeboten oder ist mitunter bei der Begrünung von Schulen und Kindergärten zu finden?

- Wie würde es sich auswirken, wenn die in Europa als Rauschmittel verteilte Betelnuss, welche ja Appetitzügler und Verhütungsmittel zugleich ist, der sie permanent verkonsumierenden Bevölkerung in Asien plötzlich nicht mehr zur Verfügung stünde?
- Warum spricht man Pflanzen wie z. B. Damiana, bei denen ein (noch) fehlender Ursache-Wirkungs-Nachweis mit einer jahrtausendealten volksmedizinischen Verwendung kollidiert, jegliche Wirksamkeit ab und beurteilt sie mit dem Prädikat „nicht empfehlenswert“?
- Warum existieren Gesetzgebungen, welche es den Imkern nicht gestatten, mit dem seit Jahrtausenden volksmedizinisch genutzten Propolis zu werben?
- Und vor allem: Wer profitiert denn eigentlich von all diesen Ungereimtheiten?

Der obige Fragenkomplex könnte schier endlos fortgesetzt werden - pro Naturstoff eine Frage. Eine vorurteilsfreie, legalisierte Betätigung von „Hexen“ im Sinne der hier dargestellten historischen „Hagias“ würde das Verantwortungsbewusstsein für den Umgang mit solch wirksamen Substanzen steigern und einer Kriminalisierung der Konsumenten entgegen wirken. Dies würde es beinahe schon zwangsläufig mit sich bringen, dass man auf die Biosphäre unseres Planeten – also auf „Gaia“ – mehr Rücksicht nimmt, selbst dann, wenn der Wert einer intakten Natur nicht in Geld zu ermessen ist. Wäre ein solches Szenario nicht zumindest einer Überlegung wert? Wir brauchen die Erde – aber die Erde braucht uns nicht. Und wäre nicht ein solches unvoreingenommenes Szenario der Wiederentdeckung unserer verlorenen kulturellen Wurzeln förderlich? Damit schliesst sich ein Kreis und schliesst dieses Buch, wie es begonnen hat:

„Wir spielen mit dunklen Kräften, die wir mit unserem Namen nicht erfassen können, wie Kinder mit dem Feuer spielen, und es scheint einen Augenblick, als hätte alle Energie bisher ungebraucht in den Dingen gelegen, bis wir kamen, um sie auf unser flüchtiges Leben und seine Bedürfnisse anzuwenden. Aber immer und immer wieder in Jahrtausenden schütteln die Kräfte ihre Namen ab und erheben sich, wie ein unterdrückter Stand, gegen ihre kleinen Herren, ja nicht einmal gegen sie - sie stehen einfach auf, und die Kulturen fallen von den Schultern der Erde, die wieder groß ist und weit und allein mit ihren Meeren, Bäumen und Sternen.“

(Rainer Maria Rilke in „Worpswede“)

Danksagung

Zuletzt möchte ich noch eine Danksagung aussprechen. Eine Danksagung an all die, die sich mit den alten Künsten, Kulturen, Naturstoffen und dem alten Brauchtum ernsthaft beschäftigen. Eine Danksagung an die Senioren, welche mir überlieferte Rezepturen mündlich mitgeteilt haben. Eine Danksagung auch an jene, die mit dem Betreiben entsprechender Internetseiten bereits jetzt und ungeachtet des damit u. U. eingegangenen persönlichen Risikos ansatzweise Aufklärungsarbeit leisten. Mein ganz besonderer Dank gilt einer ungenannt bleibend wollenden Kräuterhexe sowie Susann Cwienk, Birgit Borkowski und meiner Tochter Anke Freuwört, die das Manuskript querlasen, kritisch betrachteten und mich auf Unstimmigkeiten und auf Gedankensprünge hinwiesen.

Verwendete Quellen

Bücher:

Agnus Konstam: Die Kelten. Von der Hallstadt-Kultur bis zur Gegenwart (Tosa Verlag Wien, 2005)

Jennifer Isaacs: Bush Food. Nahrung und Pflanzenmedizin der Aborigines (Könemann Verlagsgesellschaft mbH Köln, 2000)

Birgit Frohn: Handbuch der psychoaktiven Pflanzen (Weltbild Buchverlag Augsburg, 1999)

Andreas Alberts, Peter Mullen: Aphrodisiaka aus der Natur (Franckh-Kosmos Verlags-GmbH, Stuttgart, 2003)

Hellmut Kotschenreuther: Das Reich der Drogen und Gifte (Safari Verlag Berlin, 1976)

Paul Uccusic: Doktor Biene. Bienenprodukte - ihre Heilkraft und Anwendung (Wilhelm Heyne Verlag München, 1984)

Herer, Bröckers, Katalyse: Die Wiederentdeckung der Nutzpflanze Cannabis-Marihuana-Hanf (Zweitausendeins Frankfurt/M., 1993)

Deutsche Bibelgesellschaft: Die Bibel. Nach Martin Luthers Übersetzung. Neu bearbeitet. (Deutsche Bibelgesellschaft Stuttgart, 1985)

Gisela Graichen: Das Kultplatz-Buch. Ein Führer zu den alten Opferplätzen, Heiligtümern und Kultstätten in Deutschland (Droemersch Verlagsgesellschaft Th. Knaur Nachf. München, 1991)

Konrad Kölbl: Kräuterfibel 24. Auflage (Reprint-Verlag Konrad Kölbl KG München, 1995)

Inge Lindt: Naturheilkunde. Heilkräuter und ihre Anwendung. Krankheiten und ihre Behandlung (Buch und Zeit Verlagsgesellschaft mbH Köln, 1977)

- Hans-Georg Behr: Von Hanf ist die Rede - Kultur und Politik einer Pflanze (Zweitausendeins Frankfurt/M., 1995)
- Grinspoon/ Bakalar: Marihuana - Die verbotene Medizin (Zweitausendeins Frankfurt/M., 1994)
- Gottlieb Latz: Alchemie (Bonn 1869; Nachdruck Fourier Verlag GmbH Wiesbaden, 1989)
- Krapp, G. Ph / van Kirk Dobbie, E.: 1931ff. The Anglo-Saxon Poetic Records 'ASPR'. 6 Bde. (London, New York)
- Gernot L. Geise: Die Hexen - Verunglimpfung der weisen Frauen (Michaels Verlag Peiting, 2002)
- Josef Heinrich P. Kreuter: Die sanfte Art des Heilens. Homöopathie. Praktische Anwendung und Arzneimittellehre. (Falken-Verlag GmbH, Niedernhausen/Ts., 1992).
- John Marco Allegro: Der Geheimkult des heiligen Pilzes (Verlag Fritz Molden Wien, 1971)
- Hans-Henning v. Bernewitz: Der Harz. Seine Geschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart (Dagmar v. Kurmin Verlag Braunschweig, 1986)
- Studio Booksystem Novara (Hrsg.): Der grosse Naturführer. Mineralien und Edelsteine (Neuer Kaiser Verlag Klagenfurt, 1998).
- Hans-Georg Behr: Haschisch Kochbuch (Joseph Melzer Verlag Darmstadt, 1994)
- Ladurner, Purtscheller: Das große Mineralienbuch (Umschau-Verlag Frankfurt/Main, 1988).
- Schröter, Lautenschläger, Bibrack, Städtler, Schnabel: Nachschlagebücher für Grundlagenfächer - Chemie (VEB Fachbuchverlag Leipzig, 1975).
- Meyers Lexikonverlag (Hrsg.): Meyers Grosses Handlexikon, 14. neu bearbeitete Auflage (Bibliographisches Institut Mannheim, 1985)

Franz Josef Wetz: Die Magie der Musik (Verlag Klett-Cotta Stuttgart, 2004)

Andreas Alberts, Peter Mullen: Psychoaktive Pflanzen, Pilze und Tiere (Franckh-Kosmos Verlags-GmbH, Stuttgart, 2000)

Hans Schadewaldt (Hrsg.): Die Rückkehr der Seuchen. Ist die Medizin machtlos? (Bastei Lübbe Bergisch-Gladbach, 1996)

Berkeley Holistic Health Center (Hrsg.): Das Buch der ganzheitlichen Gesundheit (Droemersch Verlagsgesellschaft Th. Knaur Nachf. München, 1982)

Naumann & Göbel (Hrsg.): 2000 Jahre Weltgeschichte - Eine Chronik (Naumann & Göbel Verlagsgesellschaft mbH Köln, 2001)

Christian Rätsch: Enzyklopädie der psychoaktiven Pflanzen (AT Verlag Aarau, 1998)

Paul Stamets: Psilocybinpilze der Welt. Ein praktischer Führer zur sicheren Bestimmung. (AT Verlag Aarau, 1999)

Harry Garms: Pflanzen und Tiere Europas (DTV Braunschweig, 1969)

Horst Altmann: BLV Naturführer Giftpflanzen- Gifttiere (BLV Verlagsgesellschaft München, 1980)

Jared Diamond: Arm und Reich - Die Schicksale menschlicher Gesellschaften (S. Fischer Verlag GmbH Frankfurt/M. 1998)

Michael Moore: Volle Deckung Mr. Bush - Dude, Where's My Country? (Piper Verlag GmbH München, 2003)

Georg Friedrich Most: Encyklopädie der Volksmedizin (Nachdruck von 1843; Akademische Druck- und Verlagsanstalt Graz, 1984)

Eckhard Freuwört: Vernetzte Sinne - Über Synästhesie und Verhalten (BoD Norderstedt, 2004)

Zeitschriften und sonstige Print-Publikationen:

Jochen Paulus: Keine Hilfe gegen den Winterblues (Bild der Wissenschaft 11/2002, S. 34-35; Konradin Medien GmbH Leinfelden)

Sibylle Peine: Der kleine Finger Gottes (Bild der Wissenschaft 12/2003, S. 72-76; Konradin Medien GmbH Leinfelden)

Almut Bick: Die Herren der Ringe (Bild der Wissenschaft 2/2004, S. 56-61; Konradin Medien GmbH Leinfelden)

Almut Bick: Deutschlands erste Bauern (Bild der Wissenschaft 2/2004, S. 62-65; Konradin Medien GmbH Leinfelden)

Almut Bick: Die Steinzeit-EU (Bild der Wissenschaft 2/2004, S. 70-73; Konradin Medien GmbH Leinfelden)

Henning Engeln: Warum Aberglaube sinnvoll ist (Bild der Wissenschaft 4/2004, S. 72-76; Konradin Medien GmbH Leinfelden)

Thorwald Ewe: Entzauberte Höhlenmaler (Bild der Wissenschaft 6/2004, S. 24-29; Konradin Medien GmbH Leinfelden)

Thorwald Ewe: Planet der Rothäute (Bild der Wissenschaft 6/2004, S. 30-33; Konradin Medien GmbH Leinfelden)

Thorwald Ewe: Die Schnalzersprache (Bild der Wissenschaft 6/2004, S. 34-38; Konradin Medien GmbH Leinfelden)

Almut Bick: Die Kuh kommt aus dem Orient (Bild der Wissenschaft 10/2004, S. 65; Konradin Medien GmbH Leinfelden)

Michael Zick: Karasis - Die Burg der Rätsel (Bild der Wissenschaft 2/2005, S. 58-63; Konradin Medien GmbH Leinfelden)

Michael Zick: Die ersten Hieroglyphen (Bild der Wissenschaft 4/2005, S. 84-89; Konradin Medien GmbH Leinfelden)

Hrsg.: Aggressivität – Zeigt her eure Hände (Bild der Wissenschaft 6/2005, S. 8; Konradin Medien GmbH Leinfelden)

Robert Jütte: Seuchen im Spiegel der Geschichte (Spektrum der Wissenschaft Dossier Seuchen, S. 6-13; Spektrum der Wissenschaft Verlagsgesellschaft Heidelberg, 1997)

Hans R. Gelderblom: Die Ausrottung der Pocken (Spektrum der Wissenschaft Dossier Seuchen, S. 14-20; Spektrum der Wissenschaft Verlagsgesellschaft Heidelberg, 1997)

Seth Lloyd, Y. Jack Ng: Ist das Universum ein Computer? (Spektrum der Wissenschaft 1/2005, S. 32-41; Spektrum der Wissenschaft Verlagsgesellschaft Heidelberg)

Manfred Vasold: Mythos Pest (Spektrum der Wissenschaft 1/2005, S. 44-49; Spektrum der Wissenschaft Verlagsgesellschaft Heidelberg)

J. Lee Kavanau: Wozu eigentlich schlafen? (Leib & Leben Nr. 2 September-Oktober 2004, S. 50-52; Friedrich Berlin Verlag Berlin, 2004)

Christine Eichel, Thomas Dashuber: Wenn die Vier rot ist und Stimmen wurstig werden (Leib & Leben Spezial Jahrbuch 2004, S. 34-37; Friedrich Berlin Verlag Berlin, 2004)

Petra Mies, Thomas Dashuber: Kein Dunkel hat mich je gebissen (Leib & Leben Spezial Jahrbuch 2004, S. 40-43; Friedrich Berlin Verlag Berlin, 2004)

Karfunkel (Hrsg.): Kraut und Wurz - Kamille (Karfunkel Zeitschrift für erlebbare Geschichte Nr. 57, April-Mai 2005, Karfunkel-Verlag Wald-Michelbach, S. 113)

Karfunkel (Hrsg.): Adel - Träger der Herrschaft 6. Folge: Kaiser versus Papst (Karfunkel Zeitschrift für erlebbare Geschichte Nr. 57, April-Mai 2005, Karfunkel-Verlag Wald-Michelbach, S. 83-86)

Senya Müller: Schlangen in Nadelstreifen (Gehirn & Geist Nr. 3/2005; S. 22-26; Spektrum der Wissenschaft Verlagsgesellschaft Heidelberg)

Sandrine Vieillard: Töne mit Tiefenwirkung (Gehirn & Geist Nr. 3/2005; S. 28-31; Spektrum der Wissenschaft Verlagsgesellschaft Heidelberg)

Katrin Schaller: Gesunde Paukenschläge (Gehirn & Geist Nr. 3/2005; S. 32-36; Spektrum der Wissenschaft Verlagsgesellschaft Heidelberg)

Andreas Heinz: Fataler Griff zur Flasche (Gehirn & Geist Nr. 3/2005; S. 54-58; Spektrum der Wissenschaft Verlagsgesellschaft Heidelberg)

Heinz Penzlin: Wahrnehmung - Die Welt als Täuschung (Gehirn & Geist Dossier 2/2004 Rätsel der Wahrnehmung, S. 6-11; Spektrum der Wissenschaft Verlagsgesellschaft Heidelberg)

Uwe Wolfradt: Illusion Gedächtnis - Déjà-Vu (Gehirn & Geist Dossier 2/2004 Rätsel der Wahrnehmung, S. 34-37; Spektrum der Wissenschaft Verlagsgesellschaft Heidelberg)

Eckart Altenmüller: Musik - Melodien im Kopf (Gehirn & Geist Dossier 2/2004 Rätsel der Wahrnehmung, S. 50-57; Spektrum der Wissenschaft Verlagsgesellschaft Heidelberg)

Ursula Droysen: Das Gesicht als Spiegel unserer Seele (PM Perspektive Geheimnisse der Seele 3/2004, S. 6-15; Gruner + Jahr München)

Reinhold Ellmer: Acetylsalicylsäure (CLB Chemie für Labor und Betrieb 7/1978, Beilage Lernen+Leisten, S. 82-83; UZV Frankfurt/M.)

Dirk W. Lachenmeier: Absinth - Kultdrink oder Fusel? (CLB Chemie in Labor und Biotechnik 1/2005, S. 18-21; Agentur & Verlag Rubikon, Heidelberg, 2005.)

Baxter Vaccines: Broschüre „Smallpox - The Forgotten Disease“ (Baxter Vaccines Columbia Maryland USA 2002)

Heilberufsgesetz Stand 30.6.2004 (GVBl. I S. 66, 242 v. 7.2.2003 & GVBl. I S. 221 v. 23.6.2004)

Bundesärzteordnung Stand 27.7.2004 (BGBl. I S. 1218 v. 16.4.1987 & BGBl. I S. 1776 v. 21.7.2004)

Internet-Adressen:

<http://www.sphinx-suche.de/>

<http://www.hexen.org/>

<http://www.hexen.gnx.at/>

<http://www.uni-trier.de/hexen/>

<http://www.hexen-online.org/>

<http://www.geschichte.uni-halle.de/hexen/hexproj.htm>

<http://www.hexen-heiden.de/>

<http://www.zauberer-hexen.de/>

<http://www.hexenheim.de/>

<http://www.paranormal.de/hexen/>

<http://www.magie-forum.de/>

<http://wicca.org/>

<http://www.relinfo.ch/index/hexen.html>

<http://www.jadu.de/mittelalter/hexen/>

<http://www.hexenwelt.de/>

<http://www.verhexte-kuenste.de/>

<http://www.hexe.de/>

<http://www.uni-muenster.de/FNZ-Online/Welcome.html>

<http://www.kelten-forum.de.ki/>

<http://www.quarks.de/dyn/21739.phtml>

<http://www.quarks.de/dyn/13144.phtml>

<http://www.quarks.de/bewusstsein/index.htm>

<http://www.boudicca.de/deutsch.htm>

<http://www.kroetenpfehl.de/dtoady/toady.html>

<http://www.erowid.org/>

<http://drchat.de/index.php/Germanen>

<http://www.wissen.sedna.de/>

<http://www.rki.de>
<http://www.pei.de/>
<http://www.cdc.gov/>
<http://insektenbox.de/kaefer.htm>
<http://www.faunistik.net/>
<http://www.ajs.nrw.de/idz/index.html>
<http://soziales.freepage.de/satanismus-info/>
<http://www.sternenkreis.de/wicca/index.htm>
<http://de.wikipedia.org/>
<http://www.hexenzirkel.org/>
<http://www.wicca.de/>
<http://www.migraeneliga-austria.com/die-auraphase.htm>
<http://asmodis.heim.at>

Wer kennt nicht das Bild von der „bösen Hexe“? Wie kam es zu diesem Sprachgebrauch? Im vorliegenden Buch wird die historische Entwicklung des Hexenwesens neu beleuchtet. Zahlreiche historisch gesicherte Puzzleteile aus scheinbar voneinander unabhängigen Wissensgebieten, ergänzt durch logische Schlussfolgerungen, führen zu einem neuen Bild. Danach waren die Hexen frühe, empirisch arbeitende Naturwissenschaftlerinnen und Heilerinnen, die es verstanden, die Kräfte der Natur zu nutzen und die aus Neid und Konkurrenzdenken heraus aufgrund eben dieses Wissens gezielt diffamiert worden sind.

Eckhard Freuwört, geb. 1958, legt nach vielen wissenschaftlichen Beiträgen in verschiedenen Fachzeitschriften und nach „Vernetzte Sinne - Über Synästhesie und Verhalten“ nun sein zweites Buch vor. Diesmal geht es um eine Minderheit, die aktuell starken Zulauf erfährt und die mit Vorurteilen und Diffamierungen zu kämpfen hat. Dieses Buch korrigiert das Bild des per Vorurteil pauschal abgelehnten Hexenwesens. Der Autor möchte den Leser damit hinsichtlich der Überprüfung vorgefasster Meinungen nachdenklich machen.

ISBN 3-8334-3183-0